

FORUM

MAGAZIN DER KATHOLISCHEN KIRCHE IM KANTON ZÜRICH

4. – 31. Januar 2025 | Ausgabe 1

Klar sehen, differenziert denken

Die Historikerin Karma Ben Johanan
ist Jüdin, Israelin, Liberale.
Der Krieg bedroht all ihre Werte.

Seite 4

16 – Im Winterschlaf

Das Leben im Schrebergarten
wird stiller. Seine Gäste auch.

24 – Theologische Köpfe

Aurelius Augustinus
prägt die Theologie bis heute.

31 – Porträt

Kristina Janaček will eine frohe
Botschaft vermitteln.

**4 – Ein Konflikt wird
religionisiert**

Neujahrsgespräch mit der
Historikerin Karma Ben Johanan
über den Krieg in Israel und
Palästina

12 – Es wird sinnlich

Ausstellung im Museum Rietberg

**13 – Eine Gemeinde gegen
die Not der Einsamkeit**

Sozialwerk Pfarrer Sieber
gründet eine Gassenkirche

14 – Die Zwölf

Schöpfungsmythen

**15 – Widmer & Binotto
fragen sich**

Ist neu immer schlechter?

**16 – Winterschlaf im
Schrebergarten**

Von Sonnenaufgang bis
Sonnenuntergang

21 – Fragebogen

Fabienne Hadorn, Comedienne

21 – Kleines Glück

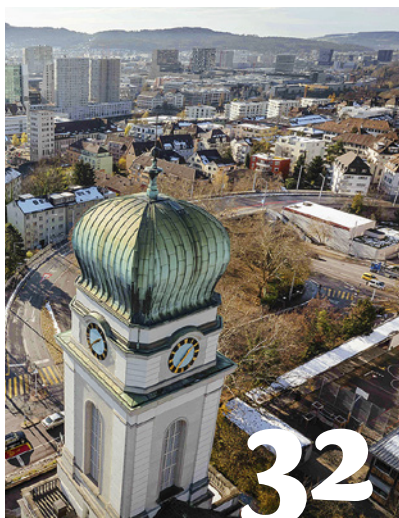
Naturhistorisches Museum

22 – Kolumne

Lena Zoller, Geschäftsführerin
Weltethos

23 – Unter Bäumen

Der Mammutbaum



24 – Theologische Köpfe

Aurelius Augustinus

26 – Nachrichten

27 – Bild des Monats

30 – Glauben heute

Nicht jedem Anfang wohnt
ein Zauber inne

30 – Anno Domini

1609: Jesuitenreduktion

31 – Porträt

Kristina Janaček,
Co-Pfarreileiterin in Volketswil

32 – 360 Grad

Auf dem Kirchturm in Guthirt,
Zürich-Wipkingen

33 – Missionen

Thiruchelvam Johnson, Sekretär
der tamilischsprachigen Mission

Spezialseelsorge

Bahnhofseelsorgerin Katrin
Blome

34 – Aus den Pfarreien

[Termine und Informationen
im Überblick](#)

50 – Tipps der Redaktion

1 Buch, 1 Film, 1 Serie

51 – Kino unter Leuten

«Friedas Fall» von Maria Brendle

Redaktionsschluss: 10. Dezember 2024

FORUM Magazin der katholischen Kirche im Kanton Zürich

Erscheint 12 Mal im Jahr. 70. Jahrgang. ISSN 1420-2212

Herausgeberin Stiftung Forum – Pfarrblatt
der katholischen Kirche im Kanton Zürich

Präsidium Andreas Rellstab **Geschäftsführung** Eveline Husmann

Anschrift Zeltweg 48, 8032 Zürich, www.forum-magazin.ch

Sekretariat Rita Grob, Tanja Gut, sekretariat@forum-magazin.ch
044 266 12 72, Dienstag und Donnerstag

Redaktionsleitung Thomas Binotto (bit), Veronika Jehle (vej)
redaktion@forum-magazin.ch

Redaktion Beatrix Ledergerber-Baumer (bl), Eva Meienberg (eme),
Christoph Wider (Bildredaktion), Angelika Dobner (Gestaltung)

Grafikkonzept Andrea Müller, Agentur Panda & Pinguin

Vignetten Niels Blaesi

Pfarreiseiten Inhalt und Gestaltung verantwortet die jeweilige Pfarrei.

Adressänderung Stadt Zürich/Kanton Zürich: beim Pfarramt Ihres
Stadtquartiers bzw. Wohnortes (Adresse siehe jeweilige Pfarreiseite),
Winterthur: mitgliederverwaltung@kath-winterthur.ch, 052 224 03 80

Bezahl- und Geschenkabos Jahresabo Inland Fr. 38.–, Ausland Fr. 77.–,
Aboservice: 044 266 12 72, sekretariat@forum-magazin.ch

Inserate KünzlerBachmann Verlag AG

Ursula Notz Maurer, u.notz@kueba.ch, 071 314 04 74

Druck AVD GOLDACH AG, 9403 Goldach, www.avd.ch
Das FORUM wird auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt.



Liebe Leserinnen und Leser

Herzlich willkommen in unserem ganz neuen Forum-Magazin! Wir freuen uns sehr, Ihnen die 1. Ausgabe des Forums im neuen Design zu präsentieren. Was ist Ihnen als erstes aufgefallen, als Sie das neue Forum in die Hand genommen haben? Das festere Papier? Der grössere Umfang? Das übersichtlichere Layout?

Das Forum ist jetzt ein Monatsmagazin. Und das Forum nützt verstärkt digitale Möglichkeiten. Unter www.forum-magazin.ch finden Sie nicht nur Lesestoff, sondern vor allem eine Agenda, die sämtliche Termine aus den Pfarreien und aus den anderssprachigen Missionen im Kanton Zürich versammelt: Sie suchen Kinder-Gottesdienste in Ihrer Nähe? Sie wollten schon immer ein Taizé-Gebet erleben? Sie fragen sich, wo am Sonntagabend ein Gottesdienst stattfindet? Einfach einen Filter setzen – und das Passende finden aus der riesigen Auswahl an Angeboten und Veranstaltungen der Katholischen Kirche im Kanton Zürich. Die Kirchen vor Ort bieten viel. Wir als Forum nehmen unseren Auftrag ernst: Ein Forum zu sein – also eine Plattform, auf der kirchliches Leben und gesellschaftliche Fragen sichtbar, geteilt und diskutiert werden.

Das Forum ist online – und das Forum bleibt gedruckt, aus Überzeugung. Wir werden Ihnen als Mitglied der Katholischen Kirche im Kanton Zürich einmal im Monat ein Magazin ins Haus liefern, das sich zu lesen lohnt. Ob uns das gelingen wird? Überzeugen Sie sich selbst auf den nächsten Seiten: Vertiefen Sie sich in eine differenzierte Analyse zur Situation in Israel bei unserem Neujahrsgespräch mit der Historikerin Karma Ben Johanan.



Machen Sie mit uns einen winterlichen Spaziergang durch die Schrebergärten Zürichs. Lernen Sie einen theologischen Kopf neu kennen, diesmal ist es der Heilige Augustinus. Gehen Sie mit uns ins Kino. Und lassen Sie sich überraschen – vom Neuen und vom Altbekannten, das das Forum ausmacht.

Gefällt es Ihnen? Das würde uns natürlich freuen. Neues ist ja immer eine Herausforderung. Und eröffnet Möglichkeiten. In diesem Sinne wünschen wir Ihnen von Herzen ein gutes neues Jahr 2025!

Ihr Forum-Team

mit Veronika Jehle und Thomas Binotto (Redaktionsleitung),
Eveline Husmann (Geschäftsführung),
Beatrix Ledergerber-Baumer und
Eva Meienberg (Redaktion),
Rita Grob und Tanja Gut (Sekretariat),
Angelika Dobner (Grafik) und
Christoph Wider (Fotografie)

**Online
plus**

www.forum-magazin.ch Nicht nur die Printausgabe des Forums ist neu – auch die Website wurde komplett neu aufgebaut. Sie bietet nun neben den Inhalten des Magazins auch eine Agenda mit Angeboten aus allen Pfarreien und Missionen.



Ein Konflikt wird religionisiert

Karma Ben Johanan forscht über das Verhältnis
zwischen Judentum und Christentum.

Sie ist Jüdin, Israelin, Liberale.
Der Krieg bedroht all ihre Werte.

**Von Thomas Binotto und Veronika Jehle (Text)
und Jonas Opperskalski (Portätfotos)**

Karma Ben Johanan (*1983) unterrichtet modernes Christentum und jüdisch-christliche Beziehungen an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Zuvor hatte sie den Lehrstuhl für jüdisch-christlichen Dialog an der Humboldt-Universität in Berlin inne. Sie ist Preisträgerin des Dan-David-Preises 2023.



Was vermissen Sie seit dem 7. Oktober 2023 am Stärksten?

Das Vertrauen in die Zukunft. Ich bringe zwar weiterhin meine Kinder jeden Morgen zur Schule – aber ich frage mich, wie die Zukunft aussehen wird. Ich habe das Gefühl, dass wir auf uns selbst zurückgeworfen werden, weil die Beziehungen zwischen Israel und der Welt ernsthaft in Frage gestellt sind. Das hat auch Folgen für mich als Akademikerin, die bisher international gearbeitet hat. Ich vermisse den weiten Horizont.

Wir haben Sie gebeten, ein Foto zur momentanen Situation mitzubringen. Was ist darauf zu sehen?

Wir sehen den iranischen Raketenangriff am 1. Oktober 2024. Der Iran greift den Staat Israel an. Es wird auf diesem Bild aber auch Jerusalem mit seinen drei Religionen sichtbar. Es werden nicht nur Juden in Israel angegriffen, sondern alle Einwohner des Landes, gleichgültig welcher Religion sie angehören. Dieses Foto stellt auch eine Verbindung zwischen dem ewigen Jerusalem und der gegenwärtigen Krise her.

Weshalb sehen manche in Israel einen Staat von Juden exklusiv für Juden?

Israel ist ein jüdischer Staat im Sinne seines nationalen Charakters, aber das bedeutet nicht, dass es nicht ein Staat für alle seine Bürger ist, einschliesslich derer mit unterschiedlichen religiösen und nationalen Zugehörigkeiten. Ich denke, die Verwirrung in dieser Frage hängt damit zusammen, dass es von aussen schwer zu verstehen ist, was genau die Juden sind. Sind sie eine Nation? Oder sind sie eine Religion? – Für das Christentum ist die Nationalität nicht bestimmend. Natürlich gibt es Länder wie Polen, in denen die Religion auch für die nationale Selbstwahrnehmung eine grosse Rolle spielt. Aber für das Christentum insgesamt trifft das nicht zu. Beim Judentum verhält es sich anders. Jüdisch zu sein, war immer sowohl eine nationale wie eine religiöse Identität.

Aus freien Stücken?

Nicht nur. Dazu beigetragen hat auch das belastete Verhältnis zwischen Judentum und Christentum. Das Christentum hat diese Verquickung von Religion und Nationalität manchmal als etwas Exklusives, Begrenztes und Stammesbezogenes gesehen, aber das Judentum vertritt bei allen Eigeninteressen auch universelle Werte.

In Israel ist die Gesellschaft stark polarisiert. Wo verlaufen die Gräben?

Das ist äusserst komplex. Normalerweise spricht man von zwei grossen Gruppen: den Juden und den Arabern. Aber jede Gruppe ist auch in sich gespalten. Innerhalb der jüdischen Mehrheitsgesellschaft behaupten einige sogar, Israel befinde sich seit zwei Jahren in einer Art kaltem Bürgerkrieg. Mit einem simplen Links-Rechts-Schema lässt sich das jedoch nicht beschreiben. Wir haben zum Beispiel eine zionistische Rechte, aber auch eine zionistische Linke, eine antiliberalistische Rechte und eine antiliberalistische Linke, eine nicht-zionistische Rechte und eine nicht- und antizionistische Linke. Und in der Mitte steht eine Art zionistischer Liberalismus. Dann haben wir die Säkularen und die Reli-

giösen. Und auch das orthodoxe Judentum hat viele Untergruppen. Nicht zu vergessen: Die Juden, die in Israel leben, haben einen vielfältigen ethnischen Background. Viele kommen aus Europa, die meisten aber aus muslimisch-arabisch geprägten Ländern. Die muslimischen, christlichen und säkularen arabischen Gemeinschaften sowie die Drusen sind ebenfalls in Untergruppen aufgesplittet, die sowohl politisch wie religiös motiviert sind und unterschiedliche Ziele verfolgen. In guten Zeiten hat diese Vielfalt etwas sehr Positives. Menschen können sich darin bewegen. In jeder Familie können verschiedene Strömungen vertreten sein. Aber momentan wird aus dieser Vielfalt eine Spaltung. Wir befinden uns in einer post-liberalen Gesellschaft, in der wir nicht mehr wissen, was uns alle zusammenhält.

Bringt der äussere Feind die Menschen zusammen?

Kurz nach dem 7. Oktober hat die israelische Zivilgesellschaft eine unglaubliche Stärke gezeigt. Als der Staat nicht funktionierte, kamen alle zusammen und halfen sich gegenseitig. Jüdisch, arabisch, religiös, säkular – das spielte einen Moment lang keine Rolle. Sogar die arabisch-jüdische Solidarität schien stärker als je zuvor. Manche dachten sogar, dass der Angriff nun die zivilen Spannungen beenden würde, die es während der Justizreform im letzten Jahr gab. Aber nach einer Weile war klar, dass dies nicht der Fall ist. Das liegt zum Teil wohl daran, dass die meisten Geiseln aus säkularen, linksgerichteten Familien stammen, welche die Regierung nicht unterstützen. Diese Familien hatten das Gefühl, dass die Regierung, um sich selbst zu erhalten, kein Interesse daran hatte, ihnen zu helfen.

In einem Land wie der Schweiz ist es leicht, Pazifist zu sein. Gibt es in Israel eine Friedensbewegung?

Der 7. Oktober hat viele Friedensaktivisten zutiefst erschüttert. In der Tat wurden am 7. Oktober nicht wenige von ihnen von der Hamas ermordet oder gekidnappt. Derzeit zweifelt die israelische Gesellschaft daran, dass ein Frieden überhaupt möglich ist. Und was wäre der Preis, den wir zahlen würden, wenn wir alle erdenklichen

Wir befinden uns in einer post-liberalen Gesellschaft, in der wir nicht mehr wissen, was uns zusammenhält.



1. Oktober 2024 «Der erklärte Kriegsgrund der Hamas ist die Befreiung von al-Aqsa vom jüdischen Staat, doch auf diesem Bild wird sichtbar, dass Israel auch die muslimische heilige Stätte vor den Raketen aus dem Iran schützt.» Die Bilder zu diesem Gespräch wurden von Karma Ben Johanan ausgewählt und kommentiert.

Bedingungen eingingen, um Frieden zu ermöglichen? Wären wir nicht naiv, wenn wir jetzt versuchen würden, in Richtung eines palästinensischen Staates zu denken?

In der westlichen Welt glaubten in der jüngeren Vergangenheit viele, das Zeitalter der Kriege sei vorbei. Auch in Israel und Palästina zeigt sich, dass das nicht stimmt.

Manchmal denke ich, dass die Europäer Israel nicht verstehen, weil diese Krise der extremen Gewalt nicht vor ihrer eigenen Haustüre stattfindet. Es ist schwierig, als liberaler Staat gegen einen anti-liberalen Feind zu kämpfen. Liberalismus ist in Zeiten des Friedens grossartig, aber sobald man sich im Krieg befindet, ist es sehr schwer, an ihm festzuhalten.

Gibt es in der israelischen Gesellschaft Empathie mit der Zivilbevölkerung in Gaza?

Ja, die gibt es. Und es gibt klar auch Bereiche, in denen Israel für das Schicksal der Palästinenser mitverantwortlich ist. Es gibt aber leider auch eine Feindschaft zwischen den Völkern, die sich ebenso wenig leugnen lässt. Sie kann nicht gemildert werden kann, solange die Hamas an der Macht ist. Ich fühle aber das menschliche Leid auch in Gaza. Wenn ich hungernde oder verwundete Kinder sehe,

kann ich kaum mehr atmen. Das Schrecklichste an Kriegen ist, dass machtlose Menschen den Preis für Verbrechen zahlen müssen, die sie nicht begangen haben.

Humanität im Krieg, geht das überhaupt?

Die Hamas treibt mit ihrer Kriegsführung Israel in die Enge. Der Krieg wird in einem dicht besiedelten Gebiet geführt, unter dem Tunnels der Hamas verlaufen. Zivilisten werden als Schutzschilder eingesetzt. Wie soll man hier Krieg führen, ohne dabei zum Monster zu werden? – Ich glaube nicht, dass die israelische Armee zu einem Monster geworden ist, aber ich glaube, dass die moralischen Tests, die sie durchlaufen muss, und die Entscheidungen, die sie treffen muss, die schwerstmöglichen sind.

Was halten Sie in dieser Lage von «Versöhnung»?

Im jüdisch-christlichen Dialog kommt das Wort Versöhnung oft zur Sprache. Ich bin da misstrauisch, weil es für mich einen eschatologischen Beigeschmack hat und als Vertröstung auf die Ewigkeit benutzt wird.

Ich stehe für eine Perspektive ein, die sich an der Geschichte orientiert und nicht am Blick auf die Ewigkeit. Sobald wir rein theologisch von Versöhnung sprechen,

laufen wir Gefahr, die vorhandenen Spannungen und Probleme allzu leicht wegzuwischen.

Haben Sie Hoffnung?

Ich hoffe immer noch, dass es irgendwann Friede in unserer Region und zwischen unseren Völkern geben wird. Dass der Staat Israel von allen anerkannt wird. Und dass sich auch Palästinenser selbst verwirklichen können, ihren verdienten Staat und ihre verdiente nationale Selbstbestimmung erhalten.

Verhindert religiöser Fanatismus den Frieden?

Diese Gefahr besteht sowohl im Islam wie im Judentum. Die Radikalisierung des Islams und des Judentums im israelisch-palästinensischen Konflikt ist offensichtlich. Und sehr gefährlich. Der Konflikt wird «religionisiert» und genau das ist ein Teil dessen, was ihn derzeit so unlösbar macht. Gleichzeitig scheint mir, dass Religionen ein Teil der Lösung sein könnten.

Inwiefern?

In einer Welt, die sich von liberalen Idealen entfernt, muss der Weg zum Frieden vielleicht über die Religion führen. In Israel haben wir eine sehr konservative und manchmal sehr starre Orthodoxie. Und wir haben demgegenüber eine säkulare Gesellschaft, die zwar friedensfreundlicher ist, die aber gleichzeitig so säkular ist, dass sie die jüdischen Quellen zu wenig kennt, um mit der Orthodoxie ins Gespräch zu kommen. Wenn wir einen friedlicheren Staat wollen, müssen wir das Friedenspotential in den jüdischen Quellen zurückgewinnen und im Dialog mit den Orthodoxen nutzen. Das Gleiche gilt für den Islam.

Wie setzen Sie sich für eine liberale Gesellschaft ein?

Ich kenne die antiliberalen Gesellschaft und ihre Logik aus nächster Nähe, ein Teil meiner Familie gehört diesen Kreisen an. Für eine liberale Gesellschaft zu wirken, bedeutet für mich, mit antiliberalen Kreisen in einen Dialog zu treten. Erst recht jetzt, wo sie viel Macht in unserem Land haben. Und wir müssen aufhören, zu glauben, dass die Linke immer alles richtig gemacht habe. Das hat sie nicht. Wir waren nicht genügend im Dialog.

Wie erleben Sie Papst Franziskus in diesem Konflikt?

Seine Forderung, zu prüfen, ob Israel in Gaza einen Völkermord begeht, war in ihrer Einseitigkeit alarmierend. Manchmal höre ich ihn so, als würde er uns zum Aufgeben aufrufen. Dieses Risiko können wir aber nicht eingehen. Seine Überzeugung hingegen, dass Krieg immer eine Niederlage ist, die unterstütze ich – selbst wenn ein Krieg manchmal unausweichlich sein kann. Es fällt mir schwer, das auszusprechen, aber Gewalt und Zwang scheinen ein Teil der menschlichen Existenz zu sein. Dem müssen wir ins Auge sehen, entsprechende Regeln aufstellen und Vorkehrungen treffen.

Sie scheinen vom Papst enttäuscht. Weshalb?

Am 6. Oktober 2024 erwähnte er zwar im Angelus-Gebet die Geiseln, das Leiden der Israelis und auch das Leiden der Palästinenser. Aber dann schickt er am 7. Oktober einen Brief

an die katholischen Gemeinschaften im Nahen Osten. Israelis werden darin mit keinem Wort erwähnt, nicht einmal die christlichen Israelis. Es ging nur um die Christen in Gaza und im Nahen Osten. Die jüdischen Opfer kamen in seinem Brief nicht vor.

Besonders verstörend war jedoch, dass er einen Vers aus dem Johannes-Evangelium (Joh 8,44) zitierte, um die Katholiken in Gaza zu trösten: «Ihr habt den Teufel zum Vater», sagt Jesus dort. Genau dieser Vers wurde unter anderem von den Nazis und auch vom Attentäter in der Synagoge von Pittsburgh im Jahr 2018 verwendet, um die Juden zu brandmarken. Es schmerzt mich sehr, dass der Papst ausgerechnet jenen Bibelvers zitiert, der für Juden immer wieder fürchterlichste Anfeindungen zur Folge hatte, und das besonders an diesem spezifischen Datum und in diesem speziellen Kontext.

2023 haben Sie zusammen mit anderen jüdischen Gelehrten einen Brief an Papst Franziskus geschrieben und ihn an die Verbundenheit zwischen Juden und Christen erinnert. Wie hat er geantwortet?

Seine Antwort war an «israelische Juden» adressiert. Es gibt für ihn also israelische Juden, die ein Teil des Dialogs sind. Oftmals werden Israel und Juden nämlich von der katholischen Kirche nicht zusammen genannt. Über Israel wird nur gesprochen, wenn es um Politik oder Krieg geht. Und von Juden im jüdisch-christlichen Dialog. In seiner Antwort macht der Papst diese Trennung nicht. Er schreibt auch über die Gefahr von Antisemitismus und Antijudaismus. Besonders die Verwendung des Wortes «Antijudaismus» ist interessant. Es ist nämlich jenes Wort, das normalerweise dazu verwendet wird, die katholische oder auch christliche Form des Judenhasses zu beschreiben. Ich sehe in der Verwendung also durchaus eine Bereitschaft zur Selbstreflexion.

Was erwarten Sie von der katholischen Kirche?

Wir Juden, die mit der katholischen Kirche im Dialog stehen, hatten gehofft, dass sich das Ökumenische Sekretariat in diesem Moment der Krise mit den Juden auseinandersetzen würde, weil es auch für den jüdisch-christlichen

Ich hoffe immer noch, dass es irgendwann Friede zwischen unseren Völkern geben wird.



9. November 2023
 «Leben und Tod prallen aufeinander. Interpretieren wir das Lächeln des Babys als bittere Ironie? Oder könnte es symbolhaft in eine Zukunft weisen, in der wir nach überstandenerm Schmerz wieder lächeln können?»



Foto: Keystone/AFP/Ronaldo Schemidat

23. Oktober 2023
 «Noch zwei Wochen nach dem Terroranschlag werden in zerstörten Kibbuzim Leichenteile gesammelt und Todesopfer identifiziert.»

Foto: Damika Studio/zvg



14. Oktober 2024
«Kardinal Pierbattista Pizzaballa tauscht sich in fließendem Hebräisch mit dem orthodoxen Rabbiner Guy Alaluf über theologische Fragen aus. Ein starkes Zeichen für Dialogbereitschaft.»



Foto: Keystone/AP/Leo Correa

21. November 2024 «Im Norden Israels, wo Juden und Araber am friedlichsten zusammenleben, haben Hizbollah-Raketen riesige Brände verursacht. Zehntausende wurden evakuiert, während diejenigen, die geblieben sind, mehrmals täglich in Schutzräume eilten.»

Dialog zuständig ist. Kardinal Kurt Koch hat aber zu verstehen gegeben, dass es sich hier um eine politische Angelegenheit handle, die nach dem Verständnis des Vatikans kein Thema für den interreligiösen Dialog sei.

Also hat sich nur der Staatssekretär des Vatikans Kardinal Parolin vernehmen lassen, und zwar mit Äusserungen, die oft ausgesprochen kritisch gegenüber Israel waren. Diese Aufspaltung des christlich-jüdischen Dialogs in eine politische und eine religiöse Sphäre halte ich für sehr schwierig, weil damit die existenzielle Bedrohung, die nicht nur Juden in Israel, sondern Juden in der ganzen Welt erleben, aus dem Dialog ausgeklammert wird. Ich erwarte vom Vatikan nicht unbedingt, in diesem Krieg die pro-israelische Seite einzunehmen. Ich befürchte jedoch, dass die Art und Weise, wie der Vatikan den Krieg dargestellt hat, leicht als anti-israelisch interpretiert werden kann.

Gibt es auch ermutigende Zeichen?

Der lateinische Patriarch von Jerusalem, Pierbattista Pizzaballa, leistet sehr wertvolle Arbeit. Er anerkennt die unterschiedlichen Ansprüche und hat sowohl für Palästinenser als auch für Israelis eine hohe Sensibilität. Weil das fast unmöglich ist, weiss ich das sehr zu schätzen. Ich habe den Eindruck, er versucht wirklich, die Komplexität zu verstehen, auch die Komplexität innerhalb der israelischen Gesellschaft.

Sollte die katholische Kirche also auch das Existenzrecht Israels ausdrücklich anerkennen?

Unbedingt! Und das hat sie auch – im diplomatischen Vertrag von 1993. Aber wussten Sie, dass im Zweiten Vatikanischen Konzil der Name Israel nicht erwähnt wurde? Nicht einmal als Name des Volkes. Während Israel über Jahrhunderte die theologische Kategorie ist, um die Juden zu beschreiben – kommt das Wort jetzt plötzlich nicht mehr vor, weil es nun mit der politischen Einheit identifiziert wird und deshalb in religiösen Texten keinen Platz mehr hat.

Es scheint paradox: Sobald Juden sich verteidigen und nicht mehr Opfer sein wollen, wächst der Antisemitismus.

Ja und nein. Israel wurde unter anderem gegründet, um die Möglichkeit eines zweiten Holocausts zu verhindern. Die Integration der Juden in Europa und der Kampf gegen Antisemitismus haben davon profitiert, dass es Israel gibt und Juden die Macht haben, sich zu verteidigen. Andererseits: Es ist tatsächlich auffällig, dass das jüdische Opfersein im Christentum theologisiert wurde, indem eine Verbindung zwischen Kreuzigung und Holocaust hergestellt wurde. Johannes Paul II. sagte zum Beispiel, Auschwitz sei das Golgatha der modernen Welt. Aber im Kontext des jüdisch-christlichen Dialogs haben viele Juden gefragt, warum die Theologie des jüdischen Leidens leichter zu fassen ist als eine theologische Argumentation für die Gründung des Staates Israel, das heisst für den jüdischen Erfolg. Das wirft erneut die Frage auf, was politisch und was theologisch ist in den jüdisch-christlichen Beziehungen.

Institutionen des Dialogs zwischen Judentum und römisch-katholischer Kirche

Die vatikanische «Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum» wird von Kardinal Kurt Koch präsiert und gehört zum Sekretariat für die Einheit der Christen. Das «International Jewish Committee on Interreligious Consultations» (IJCIC) spricht für das Judentum. Alle zwei bis vier Jahre treffen sich Vertreterinnen und Vertreter zum Dialog.

In der Schweiz bietet die «Jüdisch/Römisch-katholische Gesprächskommission» einen Rahmen für den Dialog. Sie ist ein gemeinsames Gremium der Bischofskonferenz und des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes. Co-präsiert wird sie vom Jesuiten Christian Rutishauser, Professor für Judaistik, und vom Berner Rabbiner Jehoshua Ahrens.



Der langjährige Israel-Korrespondent der ARD analysiert die häufigsten Ressentiments gegenüber dem Staat Israel.
– **Die Sache mit Israel.**
Fünf Fragen zu einem komplizierten Land.
Richard C. Schneider.
Spiegel 2023



Foto: Museum Rietberg/zvg

Es wird sinnlich

Mit «Raga Mala» bringt das Museum Rietberg eine Kunstform nach Zürich, die alle Sinne öffnet.

Von Veronika Jehle

Hören, riechen, fühlen, sehen, schmecken, tasten. Es ist für alle etwas dabei. Für alle Sinne, wohl aber auch für ein breites Publikum jeglichen Alters. In einer Ecke sitzt ein junger Mann, streckt entspannt seine Beine unter dem Tisch lang, grosse Kopfhörer auf den Ohren. Bedächtig malt er mit einem Farbstift auf ein Blatt, vor ihm eine hohe Wand, an der sich bereits andere Besucherinnen und Besucher mit ihren Blättern verewigt haben. Eine andere schiebt an einem Board Klötze umher, es scheint ihr Spass zu machen. Auch sie grosse Kopfhörer, sie hört die Musik, die sie durch ihre Bewegung auf dem interaktiven Board komponiert. Die Ausstellung «Raga Mala» ist zum Mitmachen konzipiert, und wer sich einlässt, scheint bei der Betätigung Ruhe aufzusaugen.

«Raga Mala» ist eine indische Kunstform, bei der drei Kunstformen verschmelzen: Miniaturmalerei, Musik und Poesie. Die Grundlage jedes «Raga Mala» ist eine menschliche Emotion, zum Beispiel Freude. Sie wird gemalt, in einem Gedicht ausgedrückt und mit Instrumenten vertont. Das Besondere ist nun, dass der Betrachter alle drei Formen gleichzeitig auf sich wirken lässt: Während er die Musik hört, betrachtet er die Malerei und während er das Bild auf sich wirken lässt, liest er das Gedicht dazu. Im Museum Rietberg sind

dazu Vitrinen aufgebaut, grosse Kopfhörer daran, das Setting erlaubt einem, ganz einzutauchen in das jeweilige Kunstwerk mit seinen drei sinnlichen Facetten.

Die Ausstellung präsentiert rund fünfzig Meisterwerke der «Raga Mala»-Malerei aus der Sammlung des Museums, ergänzt durch Werke zeitgenössischer Miniaturmaler. Im Kontrast der Epochen ist die unglaublich feine, kleinteilige und detailverliebte Ausgestaltung der älteren Miniaturmalereien auffallend. Gemalt wurde mit Pinseln, die zum Teil nur aus einem einzigen Haar des Eichhörnchen-Schwanzes bestehen. Borstig genug und im idealen Winkel gebogen erlaubten die feinen Haare den Künstlern, Details in ihrer Malerei zu verstecken, so klein, dass eine Lupe oft hilfreich wäre. Viele Details sind aufgeladen mit symbolischem Gehalt.



Öffnungszeiten Di–So,
10.00–17.00 Uhr,
Mi bis 20.00 Uhr
Ausstellung bis 19. Januar
www.rietberg.ch

«Raga Mala» wird seit 600 Jahren weitergegeben, lange ohne schriftliche Aufzeichnungen. Bis heute lernen Menschen die Musikinstrumente, die Mal- und Dichtkunst, indem sie Meister über Jahre begleiten. Auch Frauen sind inzwischen in die Meisterschaften eingeweiht. Drei dieser Meisterinnen und Meister sind via Bildschirm in der Ausstellung präsent und lassen die Betrachterinnen teilhaben an dieser uralten Kunst, Emotionen einen Ausdruck zu verleihen.

Eine Gemeinde gegen die Not der Einsamkeit

Das Sozialwerk Pfarrer Sieber hat auf der Strasse in Zusammenarbeit mit den Landeskirchen eine Gemeinde gegründet.

Von Felix Reich/reformiert.

Seelsorger Andreas Käser hält seine Predigt im Raucherraum. Er spricht zu einer kleinen, sehr ehrlichen Gemeinde. Wer etwas nicht versteht oder unglaublich findet, meldet sich zu Wort. Käser erzählt die Geschichte von General Naaman, der unter seiner Rüstung des Erfolgs den Aussatz versteckt.

Die Andacht im Neubau, in dem das Fachspital Sune-Egge, therapeutische Einrichtungen und Wohnangebote sowie die Administration untergebracht sind, zeigt im Kleinen, was das Sozialwerk Pfarrer Sieber zusammen mit den beiden Landeskirchen in Zürich aufbaut: die Gassenkirche. Gottesdienste, Abendmahlsfeiern oder Abschiedsrituale sollen nicht mehr allein in Gebäuden stattfinden, sondern dort, wo die Menschen sind: auf der Strasse, in provisorischen Räumen.

Die reformierte Kirche unterstützt das Projekt mit 200 000 Franken aus dem Innovationskredit. Gleich viel steuert die katholische Kirche bei. Nach einer dreijährigen Pilotphase soll die Gassenkirche in tragfähige Strukturen überführt werden. «Wenn man will, wird man eine Lösung finden», sagt Mathias Burri von der Abteilung Kirchenentwicklung. So bekam etwa das Flughafenpfarramt eine ökumenische Trägerschaft, die Streetchurch ist Teil der Kirchgemeinde Zürich geworden.

160 Stellenprozente sind für die Gassenkirche vorgesehen. Um Doppelstrukturen zu vermeiden, soll sie der Seelsorger des Sozialwerks Pfarrer Sieber leiten. Während die Seelsorge auf Einzelgespräche fokussiert, hat die Gassenkirche die «Stiftung von Gemeinschaft und Integration isolierter Menschen» im Blick, wie es im Konzept heisst, das «reformiert.» vorliegt.



Foto: Roland Fännler

Gassenkirche

Ökumenisches Angebot für obdachlose, suchtkranke und randständige Menschen.

www.swsieber.ch/was-wir-tun/betreiben/seelsorge

Treibende Kraft hinter der Gassenkirche ist Friederike Rass. Für die Gesamtleiterin des Sozialwerks gibt es für die Gassenkirche eine doppelte Notwendigkeit. Einerseits habe Ernst Sieber das Werk immer als Gemeinde geführt. «Was wir tun, steht auf dem theologischen Fundament der Kirche.» Andererseits eröffne die Gassenkirche einen Raum der Versöhnung, mit sich selbst ebenso wie mit anderen Menschen. «Hier wird nur miteinander geredet und nicht übereinander», sagt die Theologin.

Dass die Gassenkirche nötig ist, weiss Andreas Käser aus Seelsorgegesprächen: «Die Einsamkeit ist auf der Strasse enorm.» Zugleich hätten die Menschen derart viele Verlusterfahrungen erlitten, dass die Angst vor Zurückweisung die Integration erschwere. «In der Gassenkirche können wir herausfinden, was nötig und möglich ist», sagt Käser.

Die Menschen, welche die Gassenkirche im Blick hat, finden zu den Angeboten der Kirchgemeinden kaum Zugang, die Schwellenängste sind zu gross. Mathias Burri spricht deshalb von der Notwendigkeit «verschiedener Gemeinschaften, in denen sich die Plausibilität des Evangeliums zeigen kann».

General Naaman wird vom Aussatz geheilt (2 Kön 5,14). Nicht durch das pompöse Ritual, das er verlangt hat, sondern indem er die Rüstung auszieht und in den Jordan taucht. «Sich so zeigen, wie man ist, kann Wunder bewirken», sagt Andreas Käser. Als er das Unservater betet, breitet sich auf den Gesichtern hinter den Rauchschwaden eine andächtige Ruhe aus. Die Möglichkeit der grossen und kleinen Wunder eröffnen, durch Christus heil werden, sich angenommen wissen: Das will die Gassenkirche.

Die Zwölf

Alle Kulturen kennen ihre ureigenen Schöpfungsmythen. Und doch tauchen immer wieder ähnliche Motive auf.

Von Thomas Binotto



Foto: O. S. M. Amin / Wikipedia

1. Sumerer

Die älteste Schriftkultur der Menschheit erzählt in Babylon von Abzu, die Uranfängliche, und Tiamat, die sie alle gebiert. Sie wird später in einem Götterkampf von den jungen Göttern gestürzt.

2. Antikes Griechenland

Der Dichter Hesiod beschreibt in seiner «Theogonie» wie der Kosmos aus dem Chaos entsteht. Gaia, eine von sechs Urgottheiten, gebiert aus sich selbst den Himmel, das Meer und die Berge.

3. Zoroastrismus

Nach Zarathustra erschafft Ahura Mazda zunächst die geistige Welt und dann die materielle Welt. Er hat in Ahriman einen Gegenspieler, der zerstörerisch wirkt und als Satan in die Bibel eingeht.

4. Judentum

In der Bibel erschafft Jahwe innerhalb von sechs Tagen den Himmel, die Erde, alle Lebewesen und Pflanzen, den Tag und die Nacht. Und schliesslich nach seinem Ebenbild Adam und Eva, denen er das Paradies übergibt. Sowohl das Christentum wie der Islam übernehmen diesen Schöpfungsmythos und fügen ihm eigene Akzente hinzu.

5. Hinduismus

Das Universum entsteht und vergeht in Zyklen. Es gibt weder einen klar

definierten Anfang noch ein Ende. Dieses Prinzip verkörpert der Hauptgott Brahma, er ist anfangslos und ewig.

6. Buddhismus

Buddha Siddharta Gautama erkennt keinen Sinn im Nachdenken über die Herkunft des Lebens, weil diese Frage nie beantwortet werden kann. Konsequenterweise tradiert der Buddhismus auch keine Schöpfungsgeschichte.

7. Germanen

Der Ur-Riese Ymir existiert im Nichts. Aus seinem Achselschweiss entstehen Mann und Frau. Aus seinem Blut entsteht das Meer, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seiner Haut der Himmel.



Foto: Wikipedia

8. Maori

Rangi, der Himmel, und Papa, die Erde, erschaffen die Welt. Ihre Söhne möchten sich aus der engen Umarmung der Eltern befreien. Tumatauenga will sie sogar töten. Sein Bruder setzt jedoch durch, dass Himmel und Erde lediglich getrennt werden. Der Streit zwischen den Gotteskindern hält jedoch bis heute an, weshalb es immer noch Winde und Stürme gibt.

9. China

Der Riese Pangu wächst 36 000 Jahre lang als Weltachse, bis er sich opfert. Aus seinem Atem wird der Wind,

aus seiner Stimme der Donner. Sein gesamter Körper wird Stück für Stück zur Schöpfung. Und aus dem Ungeziefer an seinem Körper entstehen die Menschen.



Foto: Doubletriplexero / Wikipedia

10. Inuit

Vor langer Zeit stürzt die Erde vom Himmel. Aus ihr kriechen Menschenkinder, die nur die Dunkelheit kennen, dafür keinen Tod. Als die Erde deshalb überbevölkert wird, spricht eine alte Frau: «Wir wollen beides haben, Licht und Tod.» Und so sterben von nun an die Menschen, steigen in den Himmel auf und beginnen dort zu leuchten.

11. Buschmänner

Im Süden Afrikas wird seit jeher ein allmächtiger weiser Gott verehrt. In der Urzeit ist die gesamte Natur menschlich, auch die Sonne ist ein Buschmann. Wenn dieser seine Arme hebt, wird es hell, wenn er sie senkt, wird es dunkel.

12. Inka

Der Schöpfergott Pachakamaq erschafft Mann und Frau, gibt ihnen jedoch nichts zu essen. Bald stirbt deshalb der Mann. Und die Frau verflucht Pachakamaq. Der gewährt ihr daraufhin wenigstens Fruchtbarkeit.



Widmer & Binotto fragen sich Ist neu immer schlechter?

Thomas Binotto

Wer einen mutigen neuen Look präsentiert, muss mit einem «Gewöhnungsbedürftig!» rechnen und eventuell dem Beginn einer Beziehungskrise. Wer dagegen unbeirrt auf den Afrolook der 1970er-Jahre schwört, ist unter Umständen mit einer Beziehungskrise noch gut bedient.

Der Fortschrittsoptimismus jubelt: «Die Jugend ist unsere Zukunft!» – Der Kulturpessimismus hadert: «Die Jugend bringt uns noch ins Grab!» Beide Bekenntnisse zelebrieren seit Menschengedenken eine innige On-off-Beziehung. Mit Schwung kann man vom Saulus zum Paulus mutieren. Und mit einem kraftvollen Gegenschwung vom Paulus zum Saulus. Es ist ein fröhliches Surfen zwischen den Glaubensrichtungen.

Alte Gewohnheiten sind Tradition, neue bedenkllicher Zeitgeist. Ein neuer Furz ist innovativ, der alte Geistesblitz angestaubt. Wehe, jemand verabschiedet sich aus dem Family-Chat. Genauso wehe, es wird am Mittagstisch auf dem Handy rumgetöggelet.

Als ich noch jung war – verheissungsvoller Einstieg in kulturpessimistisches Gejammer – haben sich die Menschen im Zug noch unterhalten. Heute glotzen alle asozial in ihr Smartphone.

Ist nicht ganz falsch. Aber auch nicht ganz richtig, denn in meiner Jugend war das mit mir nämlich so: Ich hatte immer ein Buch dabei. Hab auf dem Perron gelesen, bin lesend in den Zug gestolpert, hab mich die ganze Fahrt hindurch in mein Buch vergraben. Nichts hat mich gekümmert, ausser «Herr der Ringe» oder was sonst grad zur Hand war. Hauptsache kein Blickkontakt.

Zwei Jahre lang habe ich mit meiner Gleitsichtbrille gehadert. Als ich sie endlich konsequent aufgesetzt habe, war sie bereits amortisiert. Und jetzt? Kann ich ohne sie kein asozialer Pendler mehr sein.

Glücklich, wer seine Jesuslatschen so lange tragen kann, bis sie wieder in der Vogue sind.

Winterruhe im Schrebergarten

Der Nebel legt seine Feuchte
über die Beete,
die Sonne ihr mattes Licht.
Das Leben wird stiller.

Von Eva Meienberg (Text) und Christoph Wider (Fotos)

Heute geht die Sonne in Zürich um 8.31 Uhr auf. Vom Zürcher Käferberg aus ist sie aber noch nicht zu sehen, der Nebel ist zu dicht. Alles, was weiter weg ist als zwanzig Meter, verliert seine Kontur, wird durchlässig. Dass die Sonne irgendwo sein muss, verrät die feuchte Luft. Die Luft leuchtet, hier zwischen den Gartenhäuschen der Familiengärten. Wie erwartet ist um diese Zeit niemand auf dem Areal. Das Wasser ist abgestellt, die Gartensaison zu Ende. Ruhe ist eingeleitet und ein bisschen Melancholie. Schon wieder ein Sommer vorüber.



Ertrag in den letzten Jahren kleiner geworden. Ihr Garten ist mittendrin. Gefragt, was sie am meisten vermissen werde, nennt Carola die Gespräche von Beet zu Beet, die geteilten Geschichten, die sich an der frischen Luft leichter erzählen lassen. Neben den guten Erinnerungen nimmt Carola die eingemachte Tomatensauce mit in ihr neues Zuhause, wo sie einen eigenen kleinen Garten haben wird.

Das Areal Käferberg gehört zum Familiengartenverein Zürich Wipkingen. Walter Mathis, der die Geschichte des Vereins aufgeschrieben hat, berichtet

Aber nicht alles schweigt. Nicht die Krähen, nicht die Meisen, nicht der Bach, der mitten durch die Gärten fliesst und mit dem Lärm des Berufsverkehrs um die Wette rauscht. Am lautesten aber sind die Farben. Pinke Hortensienblüten, die dem Verblässen bis jetzt Stand gehalten haben, rosa Rosen, orange Kürbisse, kerzenrote Beeren vom Christusdorn und dreckigrote Hundsrosen. Und hier noch die giftgrüne Halskrause eines vergessenen Salats.

Um 7.45 Uhr drücken die Umrisse der Stadt durch. Um 9.09 Uhr zeigt sich die Sonne zum ersten Mal als Scheibe. Eine Stunde später steht sie nun höher am Himmel und ab und an gibt das Gewölk sogar etwas milchigblauen Himmel frei. Da tauchen die ersten Gärtnerinnen und Gärtner auf.

Carola und ihr Mann räumen heute zum letzten Mal ihren Garten auf, denn sie ziehen aus der Stadt weg und verlieren somit das Recht auf einen Schrebergarten. Die Person, die zuoberst auf der Warteliste für eine der begehrten Parzellen steht, wird das freuen. Drei bis vier Jahre beträgt die Wartefrist. Seit der Corona-Pandemie ist die Nachfrage sprunghaft angestiegen.

Besonders stolz war Carola auf ihre Kiwibäume. Im ersten Jahr hat sie 800 Früchte geerntet. Wegen Frost ist der

darin von Familiengärten, die es schon im 17. Jahrhundert gab. Angelegt wurden sie, weil sich 1692 die Lebensmittelpreise verdoppelt hatten und die Versorgung der Stadtwohnenden erschwert war. Rund 200 Jahre später richtete der Naturheilverein Zürich zwischen Tobelhof- und Krähbühlstrasse eine Gartenanlage ein nach der Idee von Dr. Moritz Schreber. Die Idee der Schrebergärten hatte – neben der Versorgung mit gesundem Gemüse – die Musse zum Ziel. Selbstversorgung wurde aber in den Kriegsjahren noch einmal zum Thema. Während des Zweiten Weltkriegs stieg die Parzellenzahl der Gärten von rund 7000 auf über 10 000 Parzellen an. Sportplätze, öffentliche Schul- und Spielwiesen wurden mit Gemüse und Kartoffeln bebaut.

Heute ist Selbstversorgung für die wenigsten Gärtnerinnen und Gärtner das Ziel. Heinz und seiner Frau sind die Blumenbeete gerade so lieb. Seit 2006, nach ihrer Pensionierung, bestellen sie gemeinsam ihren Garten. Heute ist Heinz da, um die Leitung seines Anschlusses zu entleeren, damit das Wasser darin nicht gefriert. Mit einem Maschengitter will er das Gemüse vor dem Schnee schützen. Bei Rutishausers zuhause herrscht Arbeitsteilung. Heinz rüstet das Gemüse, seine Frau kocht es. Wie es der Verein vorschlägt, besucht er den Garten regelmässig auch im





Tanken Sonnenstrahlen, bereiten den Garten auf den Winter vor, geniessen den Frieden: August, Olga und Annette.

Winter. Denn manchmal kommen ungebetene Gäste, die randalieren. Menschliche und tierische.

Davon kann Theo ein Liedchen singen. Er ist extra gekommen, um die Mäusefallen zu kontrollieren. Zwei Metallrohre mit einer federgespannten Vorrichtung stecken in der aufgelockerten Erde. In den vergangenen vier Tagen hat er damit sieben Mäuse gefangen – richtig grosse Exemplare. Im Kompost haben Theo und seine Frau einen Kürbis gepflanzt, der ist schön gewachsen, bis die Maus gekommen ist und alles weggefressen hat. Als sein Kollege Antonio im Frühling Salatsetzlinge gepflanzt hatte, standen sie gemeinsam vor dem Beet und konnten der Maus zuschauen, wie sie die Setzlinge nach unten in die Erde zog und auffrass.

Theo kennt die Mäuse aus seiner Kindheit. Es sind Feldmäuse, die machen ihm Probleme. Darum die Fallen. Wenn die Maus den Kopf in die Röhre steckt, löst sich die gespannte Feder und sie wird von einem herschnellenden Teil erdrosselt. Die toten Mäuse wirft Theo in den angrenzenden Wald. Heute aber sind die Fallen leer.

Um 11.33 Uhr taucht dann der Uetliberg aus dem Nebel auf. Der Wind peitscht die Schwaden vor sich her und löst sie auf. Endlich ist die Sonne da. Und wenn die Sonne scheint, dann ist Olga meistens im Garten. Die Griechin aus Ioannina hat ihren Garten seit 1998. Damals war es einfach, einen zu bekommen. Seit vier Jahren ist Olga pensioniert. Eigentlich gehört der Garten ihrer Tochter, aber die hat wenig Zeit. Darum kümmert sich Olga weiter. Die Blumen sind ihr besonders wichtig. Gerade hat sie die «Stephanie» in Folie ge-

packt, die ein bisschen aussieht und riecht wie ein Jasmin. Die Nachbarn haben in den vergangenen 26 Jahren nur zweimal gewechselt. Neben ihr hat es Italienerinnen, Spanier und Deutsche. Sie hat es gut mit ihren Nachbarinnen. Olga hätte uns ihren Garten gern im Frühling gezeigt, wenn es hier wächst und blüht. Als die Enkelkinder klein waren, hat sie sie mitgenommen in den Garten. Heute sind sie nicht mehr interessiert, erzählt sie.

Auch die Kinder von Christian haben das Interesse am Garten verloren. Dabei wollten sie ihn unbedingt. Damals waren sie acht und sechs Jahre alt. Nach drei Jahren auf der Warteliste wurde ihr Wunsch erfüllt. Das ist vier Jahre her und in der Zwischenzeit ist der Garten den Eltern ans Herz gewachsen. Die Bananenstaude hat Christians Frau gepflanzt. Wenn sie im Garten kocht, verwendet sie die grossen starken Blätter als Teller, so wie sie es aus ihrer Heimat Sri Lanka kennt. Die Staude packt Christian gegen die Kälte mit Laub ein. Zucchetti hat es dieses Jahr so viele gegeben, dass er sie einfrieren konnte, eigene Kartoffeln haben sie noch vorrätig und im Moment essen sie gerade die letzten Tomaten. Die sind Christians Lieblingsgemüse. Er kennt keinen Laden, der Tomaten verkauft, die so schmecken wie seine eigenen. Christian schätzt die Hilfsbereitschaft seiner Nachbarinnen und Nachbarn: Als sie in den Ferien waren, hat der Wind das Tomatenhäuschen weggefegt. Die Nachbarn haben es einfach wieder aufgebaut.

Um 13.30 Uhr zeigt sich das Alpenpanorama. Nur noch wenige Schleierwolken erinnern an die dramatische Wetterlage am Morgen. Das freundliche Wetter weckt den Taten-



drang. Nicht so bei Annette. Sie verbringt gern Zeit im Garten, auch ohne etwas zu tun. Im Pullover sitzt sie in der Sonne vor ihrem Häuschen. Für sie ist der Garten ein Erholungsort. Ein Ort für die Seele, wo sie gut herunterfahren kann. Wenn sie zu Hause ungeduldig und genervt ist, dann kommt sie hierher und buddelt. Nach zwei Stunden ist sie wieder geerdet. Diese Arbeit ist für sie Burnout-Prophylaxe. Sie lacht, als sie das sagt, meint es aber ernst. Als Pflegefachfrau im Waidspital weiss sie, wovon sie spricht. Besonders am Anfang der Corona-Zeit, als die Arbeit in der Pflege sehr belastend war, war der Garten für

Wenn sie zu Hause ungeduldig und genervt ist, kommt sie hierher und buddelt.

Annette ein perfekter Rückzugsort. Heute hat sie Spätdienst. Bevor sie beginnt, sitzt sie hier eine Stunde in der Sonne und geniesst die Ruhe.

Vor etwa 10 Jahren haben sie und ihre Freundin Stephanie den Garten bekommen. Am Anfang hatten sie keine Ahnung von Gärtnern, aber den Wunsch, den Flecken Erde im Geist von ihrem Vorgänger Walter weiterzuführen. Der 86-jährige Bio-Gärtner hatte sich leidenschaftlich um den Garten gekümmert. Alles haben sie von ihm übernommen, sogar seine Wanderschuhe waren noch im Gartenhäuschen. Am Anfang haben sie herausgerissen, was sie hätten stehen lassen sollen und stehen lassen, was sie hätten ausreissen sollen.

Am liebsten pflanzt Annette Gemüse an, das sie noch nicht kennt. Da sie eine Heilpflanzenausbildung hat, wachsen auch einige Heilkräuter in ihrem Garten: Mönchspfeffer, Malve, Kamille. Aus den Heilkräutern macht sie Tinkturen oder Tees, mit denen sie ihre Freunde und Bekannten beschenkt. Manchmal fragt sie sich, wie lange das mit den Gärten noch geht angesichts der Wohnungsnot in Zürich. Die Geschichte zeigt, dass viele Gärten Schulhäusern, Spitälern, Friedhöfen oder dem Wohnungsbau weichen mussten.

Auch dem Bau der Swiss Life Arena sind Gärten zum Opfer gefallen. Einen davon hat August während 45 Jahren gepflegt. Und das, obwohl er gar nicht gerne Gemüse isst. August ist seit 27 Jahren pensioniert. Vor 24 Jahren hatte er zwei Herzinfarkte und kurz darauf ist seine Frau gestorben. Zum Glück hat er seine Freundin, in deren Garten er



sich nützlich machen kann. Mit ihr hat er früher Velotouren gemacht. Ausfahrten zum Greifensee, Türlensee, sogar bis zum Bodensee. Mit Blick über den Zürichsee lässt er seine Gedanken noch ein bisschen kreisen. Seit einem Jahr ist seine Freundin im Altersheim, wo er nachher noch auf einen Besuch hin will. Heute lockert er die Erde in den Beeten, die schon alle abgeräumt sind, und er recht Laub zusammen. Der Garten gehört heute dem Sohn seiner Freundin, mit ihm klopft er manchmal einen Jass im Garten.

Marcel sitzt unter dem Dach seines Schwarzwälder Isele-Hauses, übrigens das erste dieser Art auf dem Areal. Unterdessen ist das rustikale Holz-Häuschen in guter Gesellschaft. Der grosse Mann sitzt am Tisch, hört Radio und raucht eine Zigarette. Die Liebe zum Garten verdankt er seiner Grossmutter. Marcel erinnert sich, wie er ihr als Kind im Garten geholfen hat und wie später seine zwei Töchter in seinem Garten gespielt haben. Schön waren die Zeiten, als die Familie des Bruders, die Eltern und Schwiegereltern hierhin zu Besuch kamen. Dann gab es Grill und Rambazamba. Und für die Kinder einen Sandkasten.

Heute kommt nicht mehr viel Besuch. Die Eltern und Schwiegereltern sind gestorben. Auf seine Pension und viel Zeit im Garten hat er sich gefreut. Wenn er im Garten ist, ist er ein anderer Mensch. Hier kann Marcel auftanken. Ein paar Jahre will er den Garten noch behalten. Weiterum bekannt ist er für die schönsten und üppigsten Tomatenstauden. Sein Trick: die richtige Sorte. Wer einmal

Schoggitomaten gegessen hat, will nie mehr eine andere Tomate essen, meint er. Zehn Pflanzen setzt er in sein Tomatenhaus, dazwischen tiefe Plastiktöpfe mit Löchern, in die er das Wasser giesst. Um zum Wasser zu kommen, müssen die Stauden ihre Wurzeln in die Tiefe strecken. Das mache die eigentlich flachwurzlige Tomate robuster.

Bei Marcel im Haus hat es immer ein kühles Getränk. Durch eine Luke im Boden gelangt er zu seinem Kompressor-Kühlschrank, den er mit Solarzellen auf dem Dach mit Strom versorgt. Solche technischen Installationen macht er fast lieber als jäten. Als gelernter Automechaniker und Betriebselektriker ist das sein Metier. Im Winter haben sie früher ab und zu ein Fondue im Häuschen gegessen oder nach einem verschneiten Waldspaziergang einen Kaffee-Lutz getrunken. Aber das war früher.

Um 15.44 Uhr beginnen die Dächer von Altstetten zu glitzern. Das Sonnenlicht fällt immer flacher ein, wird goldgelb und kraftlos. Der Schatten kriecht weiter über die Häuser und breitet sich über die ganze Stadt aus, bevor die Nacht sie zudeckt. Je näher die Sonne dem Horizont kommt, desto grösser und feuriger wird sie, bis sie so blass ist, dass man ihr noch einmal ins Gesicht sehen kann. Ein rosa Schleier legt sich über die Alpenkette, bis auch den höchsten Gipfeln das Licht ausgeht.

Fragebogen

Fabienne Hadorn, 49, Comedienne

Hat Satire Grenzen?

Natürlich. Nach unten schlagen geht zum Beispiel gar nicht.

Wo ist «unten»?

Unter mir kommt sowieso nichts mehr... ernsthaft: Bei mir wäre das klar der globale Süden oder das Thema Hautfarbe. Eine Hauptregel ist aber sowieso: Wenn es nicht lustig ist, ist die Grenze erreicht.

Wer sagt denn, was lustig ist?

Das Gute ist, dass das Publikum die Grenze aufzeigt. Wichtig scheint mir dann, die Grenze zu benennen. Und hart an diese Grenze ranzugehen, zusammen mit dem Publikum die Grenzen abzutasten. Dann sind wir mitten in der Satire.

Darf man sich über Religion lustig machen?

Unbedingt. Alles, was in irgendeiner Form Institution ist oder sich festfährt – da ist es toll, daran zu kratzen.

Wozu?

Wir Menschen müssen uns weiterentwickeln. Satire hat die Aufgabe, Dinge, die einmal gesetzt sind, zu hinterfragen. Gerade bei der Institutionalisierung der Religion muss man immer wieder hinschauen: Ist das noch zeitgemäss? Ist das noch gerecht? Weil Gerechtigkeit schreiben die sich ja auf die Fahnen.



Was finden Sie an der römisch-katholischen Kirche lustig?

Vieles. Rein schon die Optik. Ich habe eine Faszination für Inszenierung. Ich war schon als Kind froh, nicht protestantisch zu sein, weil ich gerne Bilder habe.

In Ihrer Show «Kaboom Room» outen Sie sich als noch katholisch. Warum sind Sie immer noch dabei?

Auch bei einem Theaterstück, dass ich mies finde, gehe ich

nicht raus. Es ist also sicher auch Trägheit. Ich muss aber sagen, dass ich persönlich keine negativen Erfahrungen mit der katholischen Kirche gemacht habe – im Gegenteil, als junger Mensch habe ich dort viel mitgekriegt. Bis heute faszinieren mich die Menschen, die irgendwie glauben, dass wir das zusammen hinkriegen. Ich finde ausserdem, dass Seelsorge schützenswert ist, sie ist wichtig für die Gesellschaft.

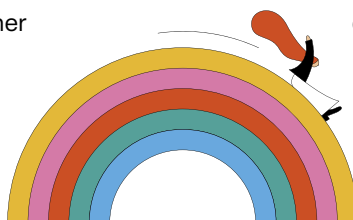
Ist Schauspielerei ein Weg, Transzendenz zu erfahren?

Es ist unglaublich horizontenerweiternd. Ich muss mich in Menschen, in Situationen versetzen, in denen ich sonst nicht drin bin. Das macht einfach stark auf. Transzendenz ist ein grosses Wort. (vej)

Kleines Glück

Dynamisches Leben auf dem Planet Erde

Kostenlos und ohne Anmeldung Riesen-Dinos bestaunen, Führungen und Familienworkshops über Evolution, Biodiversität und die dynamische Entwicklung des Lebens auf unserem Planeten erleben: das ermöglicht das seit März 2024 neugestaltete Naturwissenschaftliche Museum der Universität Zürich. Besondere Attraktion sind die vier Dinosaurier: Der 17 Meter lange Diplodocus repräsentiert zusammen mit einer Giraffe und einer Riesenschildkröte die langhalsigen Pflanzenfresser. Der Allosaurus und der Stegosaurier Hesperosaurus stehen einander als scharfzahniger Jäger und stachelbewehrte Beute gegenüber. Vor dem gigantischen Dinosaurier-Skelett



befinden sich vier Bronzewirbel, die angefasst werden können: Sie vermitteln, in Braille angeschrieben, auch blinden und sehbehinderten Menschen einen Eindruck dieses Urzeit-Riesen. Drei Lebendmodelle – von schlüpfendem Ei bis zum einjährigen Dino – veranschaulichen zudem sein rasantes Wachstum. Ein cooler Tier-Parcours, interaktive Taschen, viele Tiere und Fossilien zeigen eindrücklich die Wunder der Natur und die aktuelle Forschung. (bl)

Naturhistorisches Museum der Universität Zürich, www.nmz.uzh.ch
Öffnungszeiten: Di–So,
10.00–17.00 Uhr, Eintritt frei

«**Hoffnungsträger für eine bessere Zukunft**»

Was die Stiftung Weltethos zu
Verständigung und Frieden beitragen kann.

In einer Welt, die von Krisen und Unsicherheiten geprägt ist, stehen wir vor grossen Herausforderungen: gesellschaftliche Spaltung, ein zunehmender Rechtsruck, die Klimakrise, geopolitische Konflikte und wachsende soziale Ungleichheit verlangen nach Lösungen, die weit über politische oder technologische Antworten hinausgehen. Wir brauchen vor allem eine ethische Orientierung, die uns als Gesellschaft zusammenhält und uns in schwierigen Zeiten leitet.

Der Schweizer Theologe und Philosoph Hans Küng stellte sich bereits in den 1980er-Jahren die Frage, wie ein gutes, friedliches Zusammenleben möglich ist. Küng war überzeugt: Wo Menschen friedlich zusammenleben wollen, braucht es gemeinsame Spielregeln. Sein Projekt Weltethos zielt darauf ab, diese verbindenden Werte und Haltungen zu entdecken und zu stärken. Sein Slogan gilt nach wie vor: «Kein Frieden unter den Nationen ohne Frieden unter den Religionen. Kein Frieden unter den Religionen ohne Dialog zwischen den Religionen. Kein Dialog zwischen den Religionen ohne gemeinsame ethische Standards.»

Ein gutes Miteinander der Religionen ist also für den gesellschaftlichen Zusammenhalt unerlässlich. Dies ist bei der stetig wachsenden religiösen Vielfalt – auch in der Schweiz – von grosser Bedeutung. In einer Demokratie tragen religiöse Akteure und Akteurinnen eine besondere Verantwortung. Sie sind nicht nur moralische Instanzen, sondern mitverantwortlich für das Bemühen um gemeinsame Werte. Sie können und sollten sich aktiv für den interreligiösen Dialog und eine gerechtere, friedlichere Gesellschaft einsetzen.



Foto: Nino Strauch

Lena Zoller
ist Geschäftsführerin der
Stiftung Weltethos.
Die Friedens- und Konflikt-
forscherin ist verheiratet
und hat zwei Kinder.

www.weltethos.org

Die Stiftung Weltethos und das von ihr getragene Weltethos-Institut an der Universität Tübingen arbeiten daran, gemeinsame Werte zu stärken und erlebbar zu machen – in Politik, Wirtschaft, Kultur und im Privaten, über Grenzen von Religionen und Weltanschauungen hinweg. Konkret engagieren wir uns in den Bereichen Interreligiöses, Pädagogik, Frieden und Wirtschaft. Die Weltethos-Ausstellung informiert beispielsweise über die ethischen Grundlagen von acht grossen Religionen. Schulen können sich als Weltethos-Schulen auszeichnen lassen, um eine werteorientierte Schulkultur zu etablieren. Kommunen und Organisationen werden im Umgang mit weltanschaulicher Vielfalt beraten und geschult.

Unsere Arbeit zeigt, dass Dialog und interreligiöse Zusammenarbeit keine abstrakten Begriffe sind: Sie bauen Brücken zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und Weltanschauungen. Angesichts globaler

Herausforderungen ist diese Brückenfunktion unverzichtbar. Denn nur durch gegenseitigen Respekt, eine offene Streitkultur und das Streben nach gemeinsamem Wohl können wir die Krisen unserer Zeit bewältigen.

Weltethos bietet uns einen moralischen Kompass für eine bessere Zukunft. Denn ein friedliches, gerechtes Zusammenleben entsteht nicht einfach von selbst. Es braucht Menschen, die mutig und entschlossen für gemeinsame Werte eintreten, Organisationen, die den interreligiösen Dialog fördern, und jeden einzelnen, um Brücken zu bauen. Weltethos ist daher nicht nur heute dringend notwendig, sondern auch ein unverzichtbarer Hoffnungsträger für die Zukunft.

Unter Bäumen Der Mammutbaum

Von Regula Amer
(Illustration und Text)

Sequoiadendron giganteum

Höhe: bis zu 50 Meter

Lebensdauer: mehr als 1500 Jahre

Mammutbäume sind immergrüne Nadelbäume, die ursprünglich in Kalifornien beheimatet sind.

Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Bäume nach Europa eingeführt. Aufgrund ihrer Grösse und Langlebigkeit galten sie als Statussymbol.

Mammutbäume haben sich als winterharte Parkbäume bewährt. Ihre Wuchsform ist anfangs gleichmässig kegelförmig. Der Mammutbaum hat sowohl gelbe männliche Blüten als auch weibliche zapfenförmige Blüten. Die reifen Zapfen färben sich rotbraun und hängen nach unten.



1. Zapfen 2. Männliche Blüten 3. Nadeln



Rinde

Besonders ist die rotbraune, dicke Rinde des Mammutbaums. Sie weist einen hohen Gerbsäuregehalt auf, der vor Bränden, Insekten und Pilzen schützt. Bei Hitze sondert die Rinde eine Flüssigkeit ab, die sich schützend über die Aussenhaut legt. So können Mammutbäume die Waldbrände in ihrer Heimat überstehen.

Der Kindsvater, der zum Kirchenvater wurde

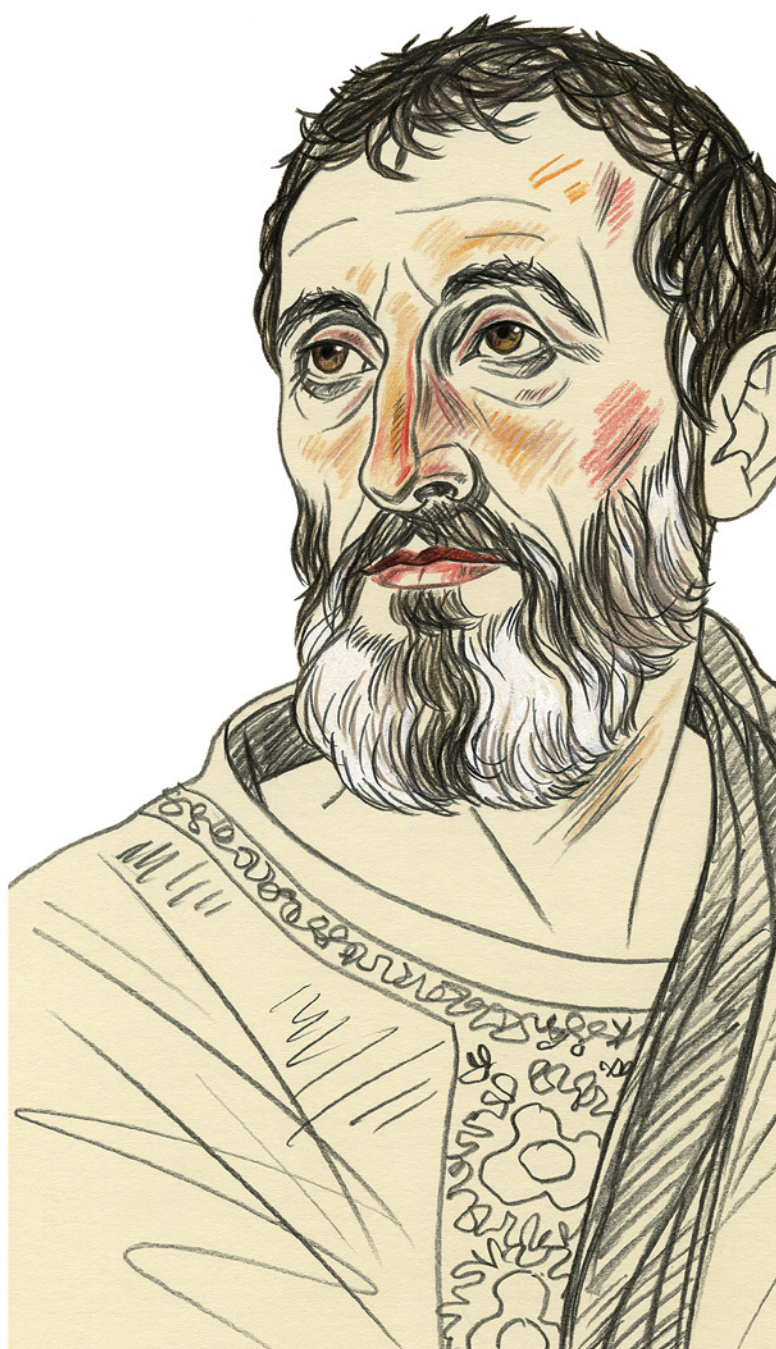
Er sah sich als Verteidiger der rechten Lehre. Seine Schriften prägen die Theologie bis heute, aber auch sein negatives Bild von Leiblichkeit.


Von Markus Zimmer (Text) und Agata Marszałek (Illustration)

Rom, im Sommer des Jahres 386: Weinend sitzt Augustinus, ein gefragter Rhetoriklehrer, unter einem Feigenbaum, von Zweifeln zerrissen. Drei Jahre lebt er nun in Rom. Die geliebte Mutter seines Sohnes, mit der er nicht verheiratet war, musste die junge Familie verlassen – weil Augustinus' Mutter Monika eine standesgemässe Frau für ihn ausgesucht hatte. Mit ihr war er aber noch nicht zusammengekommen, weil sie noch zu jung war. Seit einiger Zeit befasst er sich immer intensiver mit dem Christentum. Dieser Gott fasziniert ihn. Aber Christ werden und mit dem bisherigen Leben brechen? In dieser Krise hört er einen Singsang spielender Kinder: «Nimm, und lies! Nimm, und lies!» Als wäre es eine göttliche Aufforderung, nimmt er das erstbeste Buch, das ihm in die Hände fällt – es ist die Bibel –, schlägt sie irgendwo auf und beginnt zu lesen: «Lasst uns leben ohne Völlerei, ohne Unzucht, ohne Zank und Neid, sondern zieht Jesus Christus an.» (Röm 13,13f). Diese Stelle aus dem Römerbrief treibt ihn dazu, sich taufen zu lassen. Doch warum erst so spät?

Damals kannte man die mehrmalige Beichte noch nicht. Sünden wurden in der Taufe vergeben. Beging man danach neue Sünden, lief die Seele Gefahr, das Heil zu verlieren. Aus Vorsicht also war Augustinus nicht als Kind getauft worden – und als Jugendlicher wollte er es nicht mehr. Seine Mutter, die heilige Monika, eine fromme Christin, leidet sehr darunter, dass ihr Sohn sich den vom Kaiser verbotenen Manichäern anschliesst. Die junge Sekte sah in Jesus zwar das Licht der Welt (Joh 8,12), vermischte aber die christliche Lehre mit Buddhismus und dem persischen Zoroastrismus. Als diese Lehre Augustinus nicht mehr trägt, wendet er sich Philosophen zu, die Platon wiederentdeckt haben. Beides prägt ihn nachhaltig: Zeitlebens sieht er im Geistigen das Gute und im Materiellem und Irdischen den Hang zum Bösen.

Am Karsamstag 387 empfangen Augustinus und sein Sohn die Taufe durch den Mailänder Bischof Ambrosius. Es ist der endgültige Bruch mit seinem bisherigen Leben. Auch räumlich nimmt er Abstand von seinem «falschen» Weg: Er zieht zurück nach Nordafrika und macht dort Karriere: Er wird Priester. Fünf Jahre später ist er Bischof von Hippo Regius, dem heutigen Annaba im Nordwesten Algeriens.





«Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.»

Augustinus
(354–430)

Hier beginnt er, sein Leben aufzuschreiben. Augustinus will damit keinen Voyeurismus bedienen, sondern erklären, wie der Glaube seine Persönlichkeit verändert hat: Als junger Mann noch ein Getriebener und Suchender, voll innerer Unruhe, merkte er intuitiv, noch nicht am richtigen Platz im Leben zu stehen. Seit er sein Leben aber nach dem Glauben ausrichtet und es in den Dienst Gottes gestellt hat, ruht er in sich – und in Gott.

Diese Selbst- und zugleich Gotteserfahrung will Augustinus den Menschen in seiner Autobiografie, den «Bekenntnissen» (Confessiones), zugänglich machen: Darin lobt und dankt er Gott dafür, erkannt zu haben, dass sein ganzes Leben ein Weg auf Gott zu ist. Der Mensch ist Weg und Pilgerschaft, und Gott ist Ziel. Diese Erkenntnis verdankt Augustinus seiner inneren Reifung. Mancher Irrglaube hat diese Reifung gefördert, auch Schicksalsschläge wie der Tod eines Freundes oder das Leben als alleinerziehender Vater.

Sein Sohn stirbt mit 16 Jahren. In den «Bekenntnissen» heisst er Adeodat, zu Deutsch: Geschenk Gottes. Vermutlich nennt Augustinus seinen Sohn erst nach dessen Tod so, weil er erkennt, welch grosses Glück dieses ungeplante Kind doch für ihn war. Der Junge scheint sehr begabt gewesen zu sein, denn gleich nach dessen Tod verfasst Augustinus ein fiktives Gespräch mit ihm über Grundfragen des Lebens. Noch zu Lebzeiten hat Augustinus ein zwiespältiges Verhältnis zu seinem Sohn: Er nennt ihn die ungewollte Folge seiner verachtenswerten Leidenschaft, sein «Sohn dem Fleische nach, in der Sünde von mir erzeugt». Dass Adeodat sich aber im Rückblick als Teil des richtigen Weges herausgestellt hat, schreibt Augustinus nicht sich selbst zu: «Du – Gott – hast ihn geschaffen. Ich hatte an dem Jungen keinen Anteil als meine Sünde.»

Das ist der zentrale Gedanke in den «Bekenntnissen»: Das unruhige Herz kommt erst zur Ruhe, wenn der Mensch den Weg erkennt, der zu Gott führt und auf dem Gott ihm entgegengeht. Das entspricht einer göttlichen Ordnung. Diesen Weg zu finden, ist aber laut Augustinus nie das Verdienst des Menschen, sondern ein Geschenk Gottes.

Je älter Augustinus wird, desto drastischer warnt er vor den Folgen, wenn man sich – wie er in seinem früheren Leben – diesem Geschenk verweigert und den sündigen Weg wählt: Ein solcher Weg führe als Strafe Gottes geradewegs in die Hölle. Augustinus' Bild vom strafenden Gott wird für Jahrhunderte die Frömmigkeit bestimmen und belastet die Theologie bis heute. Heute werden die «Bekenntnisse» aber wieder mehr gelesen als seine späteren Schriften: Der gnädige, schenkende Gott, von dem Augustinus hier schreibt, scheint im Leben eher zu tragen als ein strafender.

Dieser Text erzählt Ereignisse und gibt Beurteilungen wieder, von denen Augustinus selbst in seinen «Bekenntnissen» berichtet. Die benutzten Quellen und ausgewählte Schriften zu Augustinus sowie diesen Text mit Anmerkungen finden Sie bis Ende Januar im Lesesaal der Jesuitenbibliothek Zürich.

Nachrichten

Gegen Fachkräftemangel in der Kirche

Wer in der Seelsorge arbeiten will, braucht zukünftig nicht mehr zwingend einen universitären Theologie-Abschluss. Ein neuer Studiengang, der Theorie und Seelsorge-Praxis verbindet, soll 2026 starten.

Die Deutschschweizerische Ordinarienkongress (DOK) hat der Schaffung des neuen Studienganges zugestimmt. Sie reagiert damit auf den immer grösseren Bedarf an qualifizierten Seelsorgenden und will einer weiteren Verschärfung des Fachkräftemangels im kirchlichen Dienst entgegenwirken. Die Ordinarienkongress definiert Qualifikationsprofile und Ausbildungsstandards für kirchliche Berufe in der Region Deutschschweiz.

Voraussetzung für den neuen «Kirchlichen Studiengang Seelsorge» ist ein Abschluss am Religionspädagogischen Institut RPI oder der «Studiengang Theologie» am Theologisch-pastoralen Bildungsinstitut Zürich (TBI). Die besondere Qualität des neuen Studienganges liege in der Verbindung von Theorie und Praxis, schreibt die Theologische Fakultät der Universität Luzern in einer Mitteilung. «Die Studierenden vertiefen einerseits im Studium ihre theologischen und seelsorgerischen Fachkompetenzen. Andererseits arbeiten sie bereits fest in der Praxis der Seelsorge, in der sie von qualifizierten Praxisausbilderinnen und Praxisausbildern begleitet werden.» (*bl/kath.ch*)

Zeitschrift «aufbruch» hört auf

Der «aufbruch» streicht die Segel. Entstanden ist die «unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft in der Schweiz» vor 37 Jahren, zur Zeit des umstrittenen Churer Bischofs Wolfgang Haas. Nach der Wegbeförderung von Haas als Erzbischof ins Fürstentum Liechtenstein ging die Auflagenstärke zurück. Die

Kooperation mit dem deutschen, ebenfalls kirchlich unabhängigen «Publik-Forum» brachte ab 2008 «neuen Schub in die aufbruch-Segel», schreibt die Zeitschrift in einer Mitteilung. Nun zwingt die raue See der neuen Medienmeere den «aufbruch», die Segel zu streichen, heisst es weiter. Die letzte Nummer mit den Themen Abschied, Frieden, Gemeinsamkeiten der Religionen und Stimmen zum «aufbruch» kann bestellt werden. (*pd*)

Doppelt so viele Kirchenaustritte wie im Vorjahr

Der Schock über die Missbrauchsstudie im September 2023 hat zu einer grossen Austrittswelle geführt. Das bestätigt das Schweizerische Pastoralsoziologische Institut (SPI) mit neusten Zahlen. Die Austrittsquote lag 2023 bei durchschnittlich 2,6 Prozent. Im Jahr 2023 sind 67'497 Personen aus der katholischen Kirche ausgetreten, das sind rund doppelt so viele Menschen wie im Vorjahr. Ende 2023 zählte die römisch-katholische Kirche der Schweiz rund 2,8 Millionen Mitglieder.

Die Austrittswelle trifft auch die reformierte Kirche. Knapp 40'000 Reformierte haben ihre Kirche 2023 verlassen, knapp ein Drittel mehr als im Vorjahr. Bischof Gmür, Präsident der Schweizerischen Bischofskongress, sieht ausser der Missbrauchsstudie noch weitere Gründe für die Austrittszahlen: «Das katholisch-kirchliche Milieu verändert sich rasant beziehungsweise löst sich auf. Die Bindung an die Kirche nimmt ab, der Glaube spielt im Alltag vieler Menschen keine Rolle mehr, deshalb wird der Glaube auch nicht mehr weitergegeben», so Gmür. Der Basler Bischof Markus Büchel meint: «Die Synodalität muss zu einem Lernprozess werden, um die Kirche aus der Krise herauszuführen zu können. Die Kirche muss zuhören und Gleichberechtigung einführen.» (*kath.ch/bl*)

Weltsynoden-Schreiben ist Teil des Lehramtes

Am 27. Oktober endete die Weltsynode im Vatikan. Nun hat Papst Franziskus das Abschlussdokument der Weltsynode als Teil des ordentlichen Lehramtes bestätigt. In einer begleitenden Notiz zum Schlussdokument, die der Vatikan veröffentlichte, schreibt Franziskus: «Das Schlussdokument ist Teil des ordentlichen Lehramtes des Nachfolgers Petri (...) und als solches bitte ich, es anzunehmen.» Unmittelbar nach der Abstimmung der Synodalen hatte Franziskus deren Beschlüsse überraschend zur direkten Veröffentlichung freigegeben. Das Schlussdokument enthalte Hinweise, die bereits jetzt in den Ortskirchen und kirchlichen Zusammenschlüssen umgesetzt werden könnten, schreibt der Papst. Er möchte von den Ortskirchen über die Umsetzung der Synodenbeschlüsse beim turnusgemässen «Ad-limina-Besuch» in Rom jeweils informiert werden, «welche Entscheidungen im Hinblick auf die Vorgaben des Schlussdokuments getroffen worden sind, welche Schwierigkeiten aufgetreten sind und welche Früchte sie getragen haben». (*kath.ch/cic*)

Der Petersdom erhält einen digitalen Zwilling

Der Petersdom ist künftig über seinen digitalen Zwilling weltweit «zugänglich». Zugleich wurde eine interaktive Website gestaltet, auf der die grösste Kirche der Christenheit auf Basis von 400'000 Fotos, die mit Künstlicher Intelligenz (KI) verbunden sind, erkundet werden kann. Der Vatikan und das Unternehmen Microsoft haben zum Heiligen Jahr 2025 das KI-gestützte Projekt umgesetzt. Der digitale Petersdom ist das erste Projekt in dieser Art und Grössenordnung, betonten Kardinal Mauro Gambetti und Microsoft-Chef Brad Smith an einer Pressekonferenz im Vatikan. (*pd*)



Bild des Monats von Christoph Wider | 17. November 2024 auf der Treppe vor St. Georg in Küsnacht – unmittelbar nach dem feierlichen Firmgottesdienst.



Kloster  Kappel

Unfassbar verschwenderisch – astronomische Psalmen
Eine spirituelle Reise mit inszenierten Texten, Bildern und Musik
mit Prof. Dr. Arnold Benz, Dorothee Reize und Peter Künzler
Sonntag, 2. Februar 2025, 17.00 Uhr

Mit Meditation Erinnerungen gestalten
Bestimmen, was mich bestimmt
mit Peter Wild

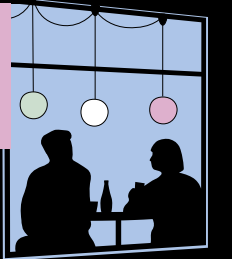
21. – 23. Februar 2025, FR 18.00 Uhr – SO 13.30 Uhr


www.klosterkappel.ch
info@klosterkappel.ch | Tel. 044 764 88 30

Solidara
ZÜRICH

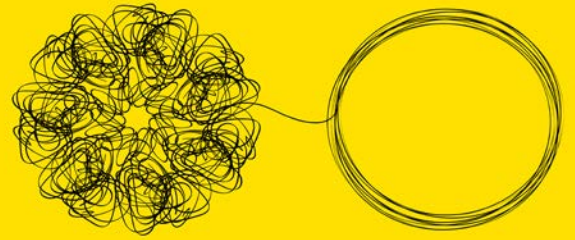
**Wir sind da.
Für Menschen in Not.
Mitten unter uns.**

**Nötiger denn je:
51'700 Kontakte
pro Jahr**



Spendenkonto IBAN: CH72 0900 0000 8000 7182 5  icken Dank für Ihre Hilfe!
solidara.ch

WITIKER GESPRÄCHE ÜBER LÖSUNGEN



Mi 15.1.2025, 19.30 bis 21.00 Uhr
WIE ENTSCHEIDEN ÜBER RICHTIG UND FALSCH?
Gast: Dr. Barbara Bleisch

Mi 22.1.2025 19.30 bis 21.00 Uhr
VERSÖHNUNGSARBEIT FÜR FÜCHSE
Gast: Dr. Frank Haldemann

Mi 29.1.2025, 19.30 bis 21.00 Uhr
VON KOMPROMISS- ZUR KONSENSPOLITIK
Gast: Martin Candinas

Eintritt frei, mit Kollekte

Katholische Kirchgemeinde Maria Krönung
Carl-Spitteler-Strasse 44, 8053 Zürich

PAULUS
AKADEMIE
STELLT
FRAGEN
ZUR
ZEIT

reformierte
kirche zürich witikon 



Von der 4. Primar bis zur Matura, lernen Sie uns kennen.

FKS² Infotage

10

Jan 25

11

Jan 25

11

Jan 25

Schulbesuchstage

Schulhäuser Kreuzbühl
& Wiedikon, ab 7:45 Uhr

Schulhaus Sumatra,
ab 7:50 Uhr

Infoanlässe

Primarschule (4.-6.)

Schulhäuser Kreuzbühl
& Wiedikon, 9:30 Uhr

Sekundarschule

Schulhaus Sumatra, 11:00 Uhr

Schulhäuser Kreuzbühl & Wiedikon, 11:30 Uhr

Gymnasium

Schulhaus Sumatra,
10:00 Uhr

Weitere Veranstaltungen
im Frühjahr 2025,
Infos & Anmeldung:



fksz.ch/infotage

Freie Katholische Schulen Zürich



Synodalrat

Die **Aufsichtskommission** ist eine eigenständige und weisungsbefugte Kommission des Synodalrats, welche die Aufsicht über die Kirchengemeinden und Zweckverbände der Katholischen Kirche im Kanton Zürich ausübt.

Sie führt in den Kirchengemeinden oder bei den Zweckverbänden Visitationen durch und prüft die Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften. Sie ordnet bei festgestellten Unregelmässigkeiten oder Missständen aufsichtsrechtliche Massnahmen an. Die Wahl in die Aufsichtskommission erfolgt durch die Synode (Kirchenparlament) auf Vorschlag des Synodalrats für eine Amtsdauer von vier Jahren.

Im Juni 2025 wählt die Synode für die Amtsdauer 2025–2029 fünf Mitglieder in die Aufsichtskommission.

Die Aufsichtskommission konstituiert sich selber und wählt ihr Präsidium.

Idealerweise verfügen Interessentinnen oder Interessenten über folgende Voraussetzungen:

- Kenntnisse der kirchlichen Strukturen im Kanton Zürich und deren Rechtsgrundlagen
- Erfahrungen aus Behördentätigkeit (vorzugsweise Kirchenpflege oder RPK)
- Erfahrungen im Bereich Finanzhaushalt (HRM2)
- Verhandlungsgeschick und Durchsetzungsvermögen
- zeitliche Flexibilität und Ressourcen

Der zeitliche Aufwand für diese Tätigkeit entspricht einem durchschnittlichen 10 % Pensum für einfache Mitglieder. Der Aufwand für das Präsidium beläuft sich auf ca. 30 %. Die Entschädigung erfolgt gemäss dem Entschädigungsreglement der Römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich.

Die fünf aktuellen Mitglieder stellen sich alle für eine weitere Amtsdauer zur Verfügung. Die Wahl wird dennoch ausgeschrieben, um das Feld für weitere interessierte Kandidatinnen und Kandidaten zu öffnen.

Bei der Wahl wird auf die geeignete Qualifikation, eine Ausgewogenheit der Geschlechter sowie auf die geografische Herkunft der Mitglieder geachtet.

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Ruth Wallimann, juristische Sekretärin der Aufsichtskommission:
Tel. 044 266 12 46 oder per E-Mail: ruth.wallimann@zhkath.ch.

Interessentinnen oder Interessenten für diese Tätigkeit richten ihre vollständige Bewerbung bis 31. Januar 2025 an bewerbungen@zhkath.ch.

PATRICK HAHN

Zürcher Sing-Akademie

Dvořák
Stabat mater

26. / 27. Feb 2025
Tonhalle Zürich



tonhalle-orchester.ch/hahn



MERBAG



Private Banking



Weil wir die wichtigen Momente feiern

kirchensteuer-wirkt.ch



Steuern Liegenschaften Erbschaften

DR. ITEN, DUDLI PARTNER
Steuerberatung und Treuhand AG



044 308 25 50 | 8052 Zürich | www.idp-treuhand.ch

Nächste Inserateschlüsse:

- 6. Januar (Nr. 2)
- 10. Februar (Nr. 3)
- 10. März (Nr. 4)

u.notz@kueba.ch

Wir erstellen

Steuererklärungen
ab Fr. 69.–

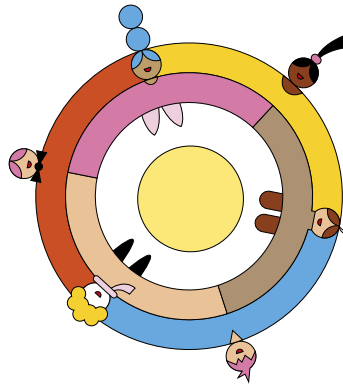
Auf der Maur – Treuhand
Tel 044 946 36 37
Hausservice möglich

Glauben heute

Nicht jedem Anfang wohnt ein Zauber inne

Flexibel und neugierig durch die Welt gehen – in meiner Vorstellung ist das ein Leichtes. Kürzlich hat mich jedoch die Realität eiskalt erwischt: Ich sitze meinem Teamkollegen gegenüber, er drückt herum. Was will er mir sagen? Mir wird heiss und kalt. Dann spüre ich meinen Puls. Einen Moment lang bin ich in körperlichem Alarmzustand. Wozu die Aufregung? Ich realisiere schnell: Eine Veränderung rollt da auf mich zu. Meinem Teamkollegen ist es offensichtlich unangenehm, mir zu sagen, dass er die Stelle verlässt. Unsere Zusammenarbeit wird damit enden. Sie bedeutet mir aber viel, beruflich und auch auf der Beziehungsebene. Meine Flexibilität ist ziemlich gefordert. Erst am nächsten Tag, als ich mir auch neue Möglichkeiten ausmale, steigt wieder ein Hauch von Neugier in mir auf.

Diese Veränderung habe ich nicht selbst gewählt, ich wurde gegen meinen Willen mit ihr konfrontiert. Dabei wäre Veränderung doch eigentlich der natürlichste Zustand: Vom Entstehen bis zum Tod sind wir ständigem Wandel unterworfen; körperlich, mental, spirituell so-



wie auch sozial, gesellschaftlich und umweltbedingt. Daher müsste eher die Kontinuität begründet werden. Damit etwas gleich bleibt, wird häufig sehr viel Energie aufgewendet.

«Die einzige Konstante im Universum ist die Veränderung», philosophierte Heraklit bereits zu vorbiblischen Zeiten. Und auch die Bibel ist

voller Verwandlungsgeschichten, die erzählen, wie Menschen mit Veränderungen ringen. Auf mich wirken sie sehr menschlich. Wie das Volk Israel jahrzehntelang in der Wüste umherirrt vor der Ankunft im gelobten Land. Oder wie der enge Kreis um Jesus nach seinem Tod, emotional völlig destabilisiert, erst nach Wochen wieder Mut fasst.

Nicht jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. Vielmehr scheint mir, wird der sogenannte Zauber oft benötigt, um die Herausforderung des Anfangs zu bestehen. Nicht selten eröffnen sich dann neue, reizvolle Möglichkeiten.

Mirjam Duff
Theologin, Dozentin und Beraterin

Anno Domini

1609: Jesuitenreduktion

Die damaligen Grossmächte Spanien und Portugal eroberten im 16. Jahrhundert Südamerika, und die Kolonisten beuteten das Gebiet brutal aus. Der Franziskaner Luis de Bolañs entwickelte bereits ab 1575 als erster die Idee von Reduktionen, festen Siedlungen für die indigene Bevölkerung, in denen sie vor Sklaverei und Ausbeutung geschützt leben und arbeiten konnte.

Diese Idee wurde später von den Jesuiten aufgenommen. Sie waren bereits 1549 als Missionare nach Amerika geschickt worden. 1603 erhielten sie das Recht, ihr Reduktionssystem einzurichten, das als «Heiliges Experiment» in die Geschichte eingehen sollte. Dieses antikolo-



Foto: Leandro Kibisz/Wikipedia

niale Experiment hatte allerdings ganz klar die Missionierung der Einheimischen zum Ziel. 1609 wurde die erste Reduktion gegründet. Letztlich entstanden rund 100 Siedlungen. Ihr Erfolg war unter anderem dem Organisationsgeschick der Jesuiten zu verdanken. Und bereits damals wurde die Idee, Missionierung und Menschlichkeit zu verbinden, bewundert. Die Reduktionen wurden aber auch immer wieder von Kolonisten angegrif-

fen. Selbst die Aufklärer sahen in den Reduktionen eine Inspiration für Sozialreformen. Das «Heilige Experiment» endete 1767 mit der gewaltsamen Verbannung der Jesuiten aus Lateinamerika. (bit)

«Wenn du weisst, was du willst, kannst du es erlauben»

Wie die Mentaltrainerin Kristina Janaček als Co-Pfarreileiterin ihre Gemeinde aufbauen möchte

Von Veronika Jehle (Text) und Manuela Matt (Foto)

«Die Frohe Botschaft vermitteln», antwortet Kristina Janaček auf die Frage, was unser Auftrag als Kirche sei. «Und was ist die Frohe Botschaft?» «Das Paradies auf Erden ist eigentlich möglich, aber damit du es erschaffen kannst, musst du aufwachen. Du musst kapieren, dass niemand da ist, um dir etwas zu schenken.» Kristina Janaček ist Religionspädagogin und Co-Pfarreileiterin in Volketswil. Sie ist auch «Holistic Coach», bietet also Therapie nach ganzheitlichen Methoden an, und arbeitet als Mentorin für Identität und Businessaufbau. Dass das Leben «ein Geheimnis» sei, da ist sie skeptisch: «Wenn du weisst, was du willst, kannst du dich darauf einstellen und es erlauben.»

Kristina Janaček weiss, dass sie in der Kirche arbeiten will: «Weil ich immer den Eindruck hatte, dass ich mich mit meinen Begabungen einbringen kann und es ein guter Rahmen ist, um etwas aufzubauen.» Die Maturaarbeit am Gymnasium in ihrem Heimatland Kroatien hatte sie bei einer Nonne geschrieben, die sie förderte, später in der Schweiz fand sie in der Pfarreiarbeit an mehreren Orten Offenheit und Zuspruch «für meine Art». Die 39-jährige Mutter von drei Kindern will nun «ein Wachstum anregen»: mehr Leute im Religionsunterricht zum Beispiel. Innert zwei Monaten hat sie zusammen mit dem vierköpfigen Katecheseteam und der Jugendseelsorgerin ein neues Katechesekonzept auf die Beine gestellt, nachdem die älteste der Katechetinnen zu ihr gekommen war und festgestellt hatte, wie bislang könne es nicht weitergehen. Neu will das Team fünf Katechesewochen im Jahr anbieten, zu denen die ganze Pfarrei eingeladen werden soll, mit Workshops für alle, vom Kind bis zum Grosi. Ziel: Familien einbeziehen, denn «Erwachsenenbildung ist sehr wichtig».

Diskriminiert gefühlt hat sich Kristina Janaček in der Kirche «noch nie». Strukturell ist allerdings ihr Kollege als Pfarreileiter angestellt, während sie die Pfarreileitung praktisch arbeitsteilig gestalten. Janaček meint: «Ich anerkenne die Diskriminierung nicht. Ich nehme sie wahr, aber sie hat keinen Einfluss auf mich.» Dass sie als Frau nicht im Fokus steht, habe auch Vorteile: «Manchmal ist es schon durch, bevor es jemand bemerkt.»

Kirche hat Zukunft, das steht für Kristina Janaček ausser Frage, aber: «Wir müssen schauen, was die christliche Konkurrenz besser macht, sodass es dort mehr Wachstum gibt.» Und dann? «Dann kopiert man.»



Klar, konsequent, zielorientiert: Kristina Janaček (39) hat Visionen für die Pfarrei der Zukunft. Als Co-Pfarreileiterin ist sie eine Macherin.



Blickrichtung Südwest: Swissmill Tower (links) – Uetliberg (Mitte) – Prime Tower (halbrechts)
Kirchturmhöhe: 45 Meter

360 Grad

Vom Kirchturm raus in die Welt: Ein Blick rund um
die Pfarrei Guthirt in Zürich-Wipkingen.

Von Veronika Jehle (Text) und Manuela Matt (Foto)

Zuerst das Rauschen der Autos auf der Rosengartenstrasse. Dann der Weitblick auf die Stadt. Pfarrer Marcel von Holzens Blick bleibt am «Prime Tower» hängen. «Immer wenn der Zürich-Krimi kommt und ein Dinner dort oben stattfindet, denke ich, jetzt zeigt doch mal Guthirt, schwenkt herüber!» Selten, erzählt er, schwenkten die Filmemacher tatsächlich. Dann überlege er, ob nicht auch mal ein Mord in der Kirche passieren könnte – nur im Film, natürlich. Von Holzen zeigt nun auf den «Swissmill Tower»: Da ganz oben, hinter den schmalen Fenstern wie «Schiessscharten», sei das Büro eines der Krimihelden. «Ein abweisender Turm», bemerkt er, und schiebt nach: «Wie so ein Geschlechterturm in der Toskana.» Das bringt von Holzen zur Umgebung seiner Kirche zurück. «Ich sage immer: «Ich bin in Wipi-Siena zu Hause.» «Wipi» für Wipkingen, Siena für die Stadt in der Toskana: nicht nur wegen des Turms – auch weil Siena einen berühmten Platz hat. So landet der Zeigefinger jetzt beim nahen Röschibach-

platz, von Holzen schwärmt von Sommerabenden «auf der Piazza» – für ihn ganz klar das Herz von Wipkingen.

Ganz nahe sieht von Holzen Wohnhäuser der Pfarrkirchenstiftung. «Ein Glücksfall», habe die Kirche sie geschenkt bekommen oder erwerben können. Wenn Kirchensteuergelder weniger würden, sei man dadurch finanziell «ein Stück weit autonom». «Und dort ist die reformierte Kirche Fluntern.» Zwischen zwei Fassaden hindurch ist sein Blick plötzlich in die Ferne gesprungen. Die Kirche war architektonisches Vorbild für Guthirt. Wenn er schon bei Architektur ist: Marcel von Holzen dreht sich zurück zur Rosengartenstrasse, zum Turm des reformierten Kirchgemeindehauses. «Dieser Turm war bis 1951 der höchste in Zürich!» Und ist doch nur 41 Meter hoch.



QR-Code scannen – und einen
Drohnen-Rundflug erleben.

3 Fragen an ...

Thiruchelvam Johnson
Sekretär, Tamilischsprachige Mission

1. Was ist für Sie einzigartig an der Tamilischen Mission?

Dass wir in unserer Muttersprache feiern können. Das gibt mir das Gefühl, näher bei Gott zu sein. Einzigartig ist auch das Engagement unserer Gläubigen. Jeder Ort, wo es tamilische Gottesdienste gibt, hat ein Komitee von ca. 30 Freiwilligen, vom Kassier bis zur Liturgie- oder Kulturgruppe. Es gibt einen Priester für die ganze Schweiz, und ich bin als Sekretär ebenfalls für alle da. Alles Weitere wird in Freiwilligenarbeit getan.

2. Warum engagieren Sie sich hier?

Unsere Verbindung zwischen Glauben und kulturellen Werten schafft eine besondere Gemeinschaft. Dies zu bewahren und weiterzugeben, liegt mir sehr am Herzen. Ausserdem finde ich es erfüllend, wie unser gemein-

sames Engagement einen positiven Einfluss hat und die Menschen bestärkt.

3. Was ist eine Herausforderung für Ihre Mission?

Es ist nicht leicht, die Jugendlichen, die hier geboren und in der modernen Welt aufgewachsen sind, für unsere Traditionen und den Glauben zu begeistern. Allerdings haben wir das in den letzten Jahren sehr gut geschafft. Im Vergleich zu früher sind mittlerweile viele Jugendliche dabei, die sich aktiv in der Gemeinschaft einbringen, sei es beim Ministrantendienst, im Chor oder in den freiwilligen Trägergruppen der Missionen vor Ort.



QR-Code scannen – und mehr über die anderssprachigen Missionen erfahren.

Bahnhofseelsorgerin Katrin Blome

«Ich bin ein totaler Bewegungsmensch»

Ich wollte eigentlich Medizin studieren, war aber schockiert, wie wenig Zeit man im Spital für die kranken Menschen hat. Zufällig traf ich bei einem Praktikum den Spitalseelsorger. Er nahm mich auf seine Arbeit mit, ich war begeistert. Dass ich Theologie studieren wollte, fanden meine Eltern ziemlich schräg. Ich komme nicht aus einer religiösen Familie. Aber sie haben mich unterstützt. Die Arbeit in der Bahnhofkirche entspricht mir sehr. Man weiss am Morgen nie, was einen erwartet. Eine Kirche mittendrin, ganz nah bei den Menschen, das gefällt mir. Seit einigen Monaten fahre ich täglich mit dem Velo zur Arbeit. Wenn ich ab 7 Uhr Frühschicht habe, starte ich um Viertel nach fünf. Es sind pro Weg 40 Kilometer. Bei jedem Wetter, ich habe gute Regenklamotten, und jetzt sogar Winterreifen, das gibt es tatsächlich für Velos! Ich bin ein totaler Bewegungsmensch. An der Arbeit sitze ich viel, in



Foto: Christoph Widler

einem kleinen Raum ohne Fenster. Morgens und abends kann ich mich bewegen, das tut mir total gut. Als Kind war ich sehr sportlich. Als ich mit 12 Jahren die Hüfte operieren musste, sagten die Ärzte, ich könne nie mehr Sport machen. Das war ein Schock. Aber ich habe nicht aufgegeben. Meine erste Arbeitsstelle war in der Pfarrei in Davos. In dieser grandiosen Bergwelt begann ich mit Velofahren, den Flüela-Pass hoch, es war wunderschön. Ich bin auch viel gelaufen und habe an einem Marathon

mitgemacht. Ich war schon immer ausdauernd. Die Hüfte spüre ich eigentlich nur noch, wenn ich mich mal zu wenig bewege. Mein Mann und ich träumen von langen Reisen mit einem Expeditionsmobil. Zurzeit sind wir noch mit unserem ausgebauten Sprinter unterwegs. Ich habe extra den LKW-Führerschein gemacht. Mechanik, Motor, Bremsen, Druck – das war nochmals ganz was Neues! (bl)

Benötigen Sie Hilfe? Die dargebotene Hand ist für Sie da: Hotline 143 | www.143.ch

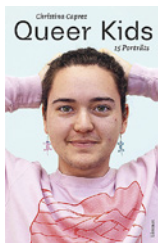
Tipps der Redaktion

1 Buch, 1 Film, 1 Serie



Buch

15 Porträts, um besser zu verstehen



Kinder und Jugendliche suchen nach ihrer Identität, heute auch in Bezug auf ihr Geschlecht und ihre sexuellen Vorlieben. Diese Möglichkeit eröffnet die Freiheit, sich nicht unbedingt als «Frau» oder «Mann» zu definieren,

sondern in einem offenen Spektrum. Doch was bedeutet es für junge Menschen, sich als «queer» zu erleben? Christina Caprez zeichnet 15 Geschichten auf und ermöglicht sehr feinfühlig, differenzierte Einblicke. Die Lektüre inspiriert auch dazu, über die eigene Identität nachzudenken. Religion spielt, wenn überhaupt, dann eine beengende Rolle. Stellt sich die Frage, wie in Kirchen Räume entstehen könnten, in denen Menschen sich auch mit diesen Fragen angstfrei zeigen könnten. (vej)

— Queer Kids
Christina Caprez. Limmat 2024.
245 Seiten, um 29,90 Franken,
E-Book 24 Franken.

Film

Der Mundart auf der Spur



Der Regisseur Aldo Gugolz führt in seinem Dokumentarfilm «Omegäng» quer durch die moderne und alpine Deutschschweiz. Er begegnet dabei wie zufällig Menschen aus Kultur, Wissenschaft, Politik und verschiedenen Dörfern. Auf

einzigartige und akribische Weise setzt sich der Film mit unserem Dialekt auseinander. Es bleibt dabei nicht bei der Suche nach dem berndeutschen Wort omegäng, sondern führt viel weiter. Es geht um den nuancierten, persönlichen Ausdruck, welcher der Mundart eigen ist. Der Film wirft auch einen faszinierenden Blick auf sprachliche Veränderungen, die einerseits nostalgisch stimmen, andererseits aber auch gesellschaftliche Sprengkraft haben. (pd/chw)

—Omegäng
Schweiz 2024
Regie: Aldo Gugolz
Streaming: Filmingo, Cinefile, myfilm.ch

Serie

Ein Traum vom Ende der Polarisierung



Joanne betreibt einen Sex-Podcast und spottet lustvoll über alles, was nur im Entferntesten nach «Sitte und Anstand» riecht. Nie hätte sie sich deshalb träumen lassen, dass ein Rabbi so unverschämt gut aussehen und dermassen

hinreissend flirten könnte. Als sie entdeckt, dass Noah genau dieser Rabbi ist, brennt die Zündschnur bereits unaufhaltsam. Das ungleiche Paar stürzt sich in eine Affäre, aus der sehr schnell viel mehr wird. Eine Beziehung, die im wahren Leben kaum je gut gehen wird, gelingt hier mit herzerwärmendem Optimismus. Jede Hürde, und es gibt da schon einige auf beiden Seiten, wird von Joanne und Noah mit vorbildlicher Offenheit und zupackendem Witz aus dem Weg geräumt. Wo die Welt im Hader zu versinken droht, hält dieses Paar die Utopie des Verstehens hoch. Tut gut! (bit)

—Nobody Wants This
USA 2024 (1. Staffel)
Besetzung: Kristen Bell, Adam Brody
Streaming: Netflix

Kino unter Leuten

Kleine Welt – enge Welt

Foto: Condor Films



«Friedas Fall» von Maria Brendle / Schweiz 2024 / Besetzung: Julia Buchmann, Stefan Merki, Rachel Braunschweig, Max Simoniscek, Liliane Amuat, Marlene Tanczik u.a.

Wir haben 1904 und der Fall scheint klar: Die Näherin Frieda Keller gesteht, ihren fünfjährigen Sohn getötet zu haben. Ansonsten schweigt sie.

Dieses hartnäckige Schweigen bringt Staatsanwalt Walter Gmür zunehmend aus der Fassung. Wie kann diese törichte Frau nur so verstockt sein und sich damit selbst schaden?

«Friedas Fall» – erzählt nach historischen Begebenheiten – macht St. Gallen zur Kammerbühne. Mit wenigen Figuren und Schauplätzen wird das Bild einer kleinen Welt gezeichnet.

Einer Welt, in der vergewaltigte Frauen ihre Ehrbarkeit verlieren und Vergewaltiger ungeschoren davonkommen. Insgeheim spürt Staatsanwalt Gmür längst, dass hier der Grund für Friedas Schweigen und ihr Drama liegt: Sie sagt nichts, weil sie nicht gehört wird.

Erst als sich der aufstrebende Rechtsanwalt Arnold Janggen der Verteidigung annimmt, scheint Frieda endlich auf offene Ohren zu stossen. Bis Janggen, um den Prozess zu gewinnen, Frieda erschreckend brutal wieder genau jene Würde nimmt, die sie sich unbedingt bewahren wollte. Janggen mag der «Sache der Frauen» offener gegenüber stehen als Gmür. Wenn es jedoch um Karriere geht, bleiben beide Männer kleinmütig im Patriarchat verhaftet.

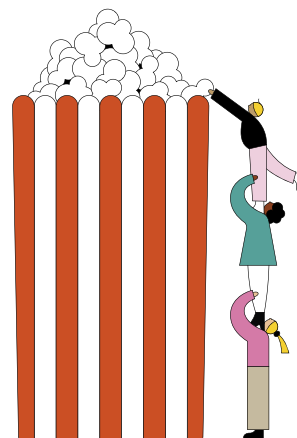
Dabei wüssten Gmür wie Janggen längst, wie befreiend eine Beziehung auf Augenhöhe sein könnte. Sowohl Erna Gmür wie Gesine Janggen sind emanzipierte Frauen, die von ihren

Männern gerade deshalb so geliebt werden, weil sie ihnen ebenbürtig sind.

Die kleine Welt von 1904 ist für alle Figuren auch eine enge Welt. Darin ist Frieda mitnichten die Verstockteste unter all den Sprachlosen. «Friedas Fall» ist ein erschütterndes Drama und keine Geschichtslektion mit dem Zeigefinger. Das ist seine grosse Stärke. Und das starke Ensemble, das bis in die Nebenrollen stimmig besetzt ist. Überflüssig dagegen ist der aufdringliche Breitleinwand-Sound. Er wird der Subtilität von «Friedas Fall» nicht gerecht.

Thomas Binotto

**Wir schauen uns
«Friedas Fall»
am 23. Januar
gemeinsam an. Wo
und wann genau
verrät der QR-Code.**



FORUM — Das nächste Magazin erscheint am 1. Februar 2025

**«Die Zukunft soll man
nicht voraussehen wollen,
sondern möglichst machen.»**

Antoine de Saint-Exupéry, Schriftsteller (1900–1944)